

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 14/15

18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Juli 1954

Christliche Selbstbesinnung

Gründe, die eine Aenderung in der theologischen Ausbildung nahelegen: Unwandelbares und Wandelbares an der Theologie — 1. *Der allgemeine Wissenschaftswandel* — Soll Theologie Fachexperten einer Wissenschaft oder Hirten, die Menschen führen, bilden? — 2. *Der Typwandel* — Ist das Niveau der Theologen gesunken oder hat es sich nur geändert? — Welches Ideal schwebt ihnen vor? — Woher beziehen sie ihren Lebensinhalt? — 3. *Der Verlust der Mitte*: die enzyklopädische Ausbildung — Der Theologe kann nicht mitkommen — Er wird zur Halbheit erzogen und zur Zusammenhanglosigkeit — Und was heisst «wissenschaftlich»?

Moral

Ein Arzt zum Kinsey-Rapport: 1. *Darlegung des Inhalts*: Die Fakten — Kinseys Schlussfolgerungen: die sexuelle Gesamtaktivität — 2. *Kritische Würdigung*: Die zahlenmässige Basis — Dient Kinsey dem Wohl der Frau?: Kinsey beachtet zu wenig die natürliche Einheit des Menschen, in die das Geschlechtliche sinngemäss sich einbaut — Sein Begriff der sexuellen Gesamtaktivität widerspricht der ärztlichen Erfahrung — die seelische Seite des Problems übersieht Kinsey ganz — Bedeutung der Erziehung — Vertrauen der Eheleute — Treue — voreheliche Jungfräulichkeit — Seelische Gründe für Unbefriedigtsein — Nachwort des Theologen und Soziologen: Hinweis auf Schelskys soziologische Antwort an Kinsey: Richtiges bei Schelsky — Sein soziologischer Relativismus — Frage nach einer positiven Auswertung des Kinsey-Rapportes für den Erzieher und Seelsorger.

Protestanten

Zum Vorwurf mancher Protestanten gegen die diskriminierenden Ausdrücke der Jesuiten: Dr. Arthur Frey zitiert eine Festschrift der belgischen Jesuiten aus dem 17. Jahrhundert — 1. Gegenüberstellung des Originaltextes und des Textes im Evangelischen Pressedienst ergibt: Willkürliche Zusammenstellung — Jesuiten zitieren eine päpstliche Bulle — 2. Sie haben nur Ausdrücke Luthers übernommen, die aus dem Grobianismus jener Zeit beurteilt werden müssen.

Politik

Die antikommunistischen Kräfte in Italien: Fehlen der ideologischen Einheit gegenüber der kommunistischen Einheit — Spaltungen ohne Ende gegenüber reibungslos funktionierendem Parteiapparat — Gleichgültigkeit und Absentismus gegenüber restloser Beteiligung — Ergebnis einer Umfrage — Umworbene «integrale christliche» Jugend und gelangweilt uninteressierte Masse (das Beispiel der Universität Rom) — rein defensive, negative Haltung der Demokraten gegenüber positiver, bejahender Haltung der Kommunisten. Eine bittere Bilanz.

Kommunismus

Der Vatikan in kommunistischer Beurteilung: Ein Dokument und seine Analyse.

Gedanken zur Ausbildung der Theologen

Die Notwendigkeit, die Frage neu zu stellen

Es scheint allmählich Zeit zu werden, dass man erneut und nachdrücklich über die Ausbildung der Bewerber des katholischen Priestertums nachdenkt. Wir meinen, wenn wir *hier* von dieser Ausbildung der katholischen Theologen sprechen, die «wissenschaftliche», oder sagen wir vorsichtiger: die «lehrhafte», im Unterschied zur erzieherischen. Man merkt, dass sich hier langsam neue Überlegungen regen. Die evangelische Theologie hat dieses Problem schon in Angriff genommen¹ (jedoch ist hier die Frage der Stellung des Theologen zwischen Kirche und Fakultät im Vordergrund, was bei uns aus dem Wesen der Sache heraus nicht so der Fall sein kann). Im katholischen Deutschland hat der Regens des Mainzer Seminars² diese Fragen zur Diskussion gestellt, freilich in einem Zusammenhang, in dem es hauptsächlich um die religiöse und charakter-

liche Erziehung der Theologen ging. Man scheint also zu empfinden, dass es wieder einmal Zeit wird, die Ausbildung der Theologen erneut zu bedenken. Nicht nur, weil wir nicht wissen, wie lange wir dazu noch Zeit haben. Sehen wir hier ruhig von dieser Seite des Problems ab und überlassen wir sie den Propheten und Apokalyptikern. Es gibt andere Gründe genug.

Die Zeit der Aufklärung schwindet

Unser mitteleuropäisches theologisches Bildungs- und Ausbildungssystem ist das Kind der Aufklärung und des 19. Jahrhunderts. Natürlich hat es grössere und christlichere Ahnen. Aber was dieses System von dem früherer christlicher Zeiten unterscheidet: die «Wissenschaftlichkeit» mit den vielen «Fächern», das ist das Ergebnis der Anpassung an den Fortschritt der Wissenschaft und ihres Betriebs, wie er eben in den andern Fakultäten sich vollzog.

¹ «Betrieb und Pfarrei» in: «Stimmen der Zeit», März 1954, S. 401 ff.

² Vgl. J. M. Reuss: «Priesterliche Ausbildung heute» in «Wort und Wahrheit», Nr. 9 (1954), S. 85-105.

Dazu ist natürlich an eine historische Adresse kein Tadel auszusprechen. Hier von einem Irrweg der Vergangenheit zu sprechen, hiesse übersehen, dass ein solcher Weg erst zu einem Irrweg wird, wenn man heute nicht weitergehen wollte. Der Priester musste in den letzten anderthalb Jahrhunderten (sollte er sich durchsetzen können) «gebildet» sein, d. h. *akademisch* gebildet. Das aber hies: er musste wissenschaftlich im Sinn der modernen Universität und ihrer Organisation der Forschung und also ihrer Spezialisierung ausgebildet sein. Als Reflex der allgemeinen, profanen Geistigkeit ist also das heutige theologische Studium entstanden, insofern es sich von dem früherer Zeiten unterscheidet. Diese spezifische Eigenart ist kein Ergebnis des inneren Wesens der Theologie als solcher selbst. Nochmals: das bedeutet keinen Vorwurf, das begründet an sich keinen Verdacht. Die Theologie ist eine Wissenschaft. (Über Sinn und Grenzen dieses Satzes hat man schon im Mittelalter lang und eingehend nachgedacht.) Also darf sie wohl auch die allgemeinen Züge der Wissenschaften in deren jeweiliger Weiterentwicklung an sich tragen. (Man könnte von daher also nur fragen, woher es denn gemacht sei, dass jeder Priester und Priesteramtskandidat in diesem exakten Sinn theologische «Wissenschaft» treiben müsse. Doch auf diese Frage kommen wir später noch von einer anderen Seite.)

Wenn aber die Theologie die Entwicklung der Wissenschaften und ihres akademischen Betriebs mitgemacht hat, dann ist es nicht apriori verwerflich, zu denken, dass sie dies auch heute und in Zukunft tun wird (in ihrer Art natürlich und nach ihrem Mass).

Nun aber sind doch Sinn und Grenzen des akademischen Universitätsstudiums in eine kritische Periode geraten: die uferlose Aufspaltung der Einzelfächer sprengt die *universitas litterarum*, die in Gefahr ist, nur noch die Dachorganisation von Fachschulen zu sein, was sie leistet, wird allmählich zur blossen Fachausbildung der «Techniker» in den Einzelwissenschaften, sie lässt es fraglich erscheinen, wie eine solche Ausbildung noch Bildung vermittele, sie bewirkt eine Häufung des Wissensstoffes, dem eine durchschnittliche Begabung nicht mehr gewachsen ist, so dass diese mittlere Begabung entweder zwangsläufig abwandert auf höhere Fachschulen einer praktischen Ausbildung oder das eigentlich «akademische» Niveau herunterzwingt zur Art und dem Niveau einer solchen höheren Fachschule.

Es ist ferner die Frage entstanden, ob die «Führer des Volkes» noch die Akademiker sein können, oder ob diese, aus dieser Stellung verdrängt, ja freiwillig gewichen, nur noch die Techniker sind, die «Fachleute» und «Experten» für die gescheite Durchführung von Plänen, geistigen und politischen Willensbildungen, die von ganz anderen Leuten als von «Akademikern» gemacht werden.

Mag diese Entwicklung gut sein oder nicht, zwangsläufig oder (wenigstens teilweise) vermeidbar, die Frage wird sich stellen: Was bedeutet es für die Theologie, wenn sich die Ideale im allgemeinen wandeln, nach denen auch sie seit 150 Jahren sich organisiert hat, und die sie – wie immer in der Mitte einer Periode – eine Zeitlang als selbstverständlich und massgebend betrachtet hat? Wenn die katholische Theologie ja nicht fachliche Experten einer Wissenschaft, sondern Priester, also von Gott berufene Hirten (profan: Leute der Menschenführung) ausbildet, dann muss doch die Tatsache, dass der Akademiker gar nicht mehr selbstverständlich der geborene Führer des Volkes ist, ihr besonders zu denken geben.

Überdies: es ist ja die Frage, ob der durchschnittliche Betrieb der Universität im *allgemeinen* dem tiefgehenden Wandel des geistigen Habitus der Zeit schon genügend Rechnung trägt oder ihm beträchtlich nachhinkt. Nicht nur in den Naturwissenschaften sieht es so aus, als ob die eigentlichen Zentren der Forschung, des Fortschritts und der geistigen Impulse von

den Universitäten abwandern in die Laboratorien der grossen Konzerne, in die Schulungsstätten von Verbänden, in Gehilfen usw. usw.

Ist es von vornherein notwendig, dass die akademische Theologie als letzte von diesen Umwandlungen Kenntniss nimmt und sich fragt, was sie für sie bedeuten? Müsste man nicht in aller Nüchternheit fragen, ob nicht «Deus scientiarum Dominus», die Studienreform für die (wohlgemerkt: sich eigentlich *akademische*, nicht für *jede*) theologische Ausbildung unter Pius XI., die zweifellos einen Sieg der mittelalterlichen Vorstellung des akademischen Studienbetriebs deutete, eigentlich ein später, verspäteter Sieg war, eingetreten in dem Augenblick, da solche Ideale der Wissenschaft für die Ausbildung aller Theologen wieder einigermaßen fragwürdig zu werden begannen?

Die Begabungsart der Theologen wandelt sich

Man macht heute, wenn wir uns nicht täuschen, die Beachtung eines Begabungswandels unter den heutigen jungen Theologen im Vergleich zu ihren früheren Kollegen. Wenn man als *laudator temporis acti* die Sache betrachten wollte, könnte man sagen: das durchschnittliche Begabungsniveau unter den Theologen ist *gesunken*. Diese Behauptung wäre nicht aus der Luft gegriffen. Die Theologie wird natürlich mit betroffen von der wohl unleugbaren – vorläufigen – Abwanderung der Spitzenbegabungen aus dem geisteswissenschaftlichen in den naturwissenschaftlichen Sektor.

Dazu kommt, dass die *theologische* Laufbahn für die üblichen durchschnittlichen Begabungen der Kinder vom Land früher die nächstliegende war (weil das ihnen am ehesten möglich akademische Studium) und so viele überdurchschnittliche Begabungen in die Theologie lieferte. Das hat heute weithin aufgehört. Das Landkind kann heute leichter als früher ein akademisches Studium ergreifen; die theologischen Berufe vom Land sind prozentual gegen die Stadt gesunken; das Land scheint mehr als früher an Begabungen ausgepowert zu sein.

Aber es wäre doch im letzten falsch, das gemeinte Phänomen als *Begabungssenkung* zu qualifizieren. Die *Begabungsart* hat sich wohl stark geändert. Der junge Theologe von heute kommt – auch gerade in seinen besten Vertretern – nicht zum Studium als der junge Intellektuelle, der sich für theologische Probleme interessiert.

Natürlich tat das auch schon früher der katholische Theologe weniger als sein evangelischer Kollege. Er wollte ja *Priester* werden. Er hatte im Priestertum und in der Landvolksseelsorge ein Ideal und Ziel vor sich, das sehr wenig akademisch und professoral war. Aber immerhin: wenn wir vom Grundstock, der immer gleich und nie sehr tonangebend ist, absehen, die intellektuelle Frage, die Wissenschaft, die Forschung, die geistige Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit auf der Ebene der rationalen und historischen Diskussion, das war doch für die Besten der früheren theologischen Jugend ein sehr wesentliches Motiv und ein wichtiger Inhalt ihres theologischen Studiums. Natürlich gibt es das heute auch, weil es etwas in alle Ewigkeit geben wird. Aber dieser Typ ist zahlenmässig geringer geworden und er wird nicht mehr als führender empfunden unter den jungen Theologen.

Ein einfacher Beweis dafür ist das geringe Angebot an Nachwuchs für die eigentlich wissenschaftliche Laufbahn. Oder man frage sich: wieviele junge Theologen empfinden ihre Professoren als massgebende Leute in der Kirche, die mindestens gleich hinter den Bischöfen kommen, und nicht viel mehr als «Ausbilder», die ein unvermeidliches Übel darstellen? Lässt sich nicht beobachten, dass die jungen Theologen die geistigen Inhalte, aus denen heraus sie wirklich leben, zu denen sie eine unbedingte, spontane Beziehung haben, nicht so sehr aus dem akademischen Unterricht, als aus Büchern, Zeitschriften, Aussprachekreisen ganz anderer Prägung holen?

Ist das anders erklärlich als dadurch, dass der geistige Typ des Theologen von heute nicht mehr die alte Affinität zum Wissenschaftsideal der Universität hat, also anders geworden sein muss? «Wissenschaft», «akademische Laufbahn», «Autor-schaft an gelehrten Büchern» usw. sind auch bei den Tonangebenden, bei den Besten der jungen Theologengeneration keine Stichworte mehr, die ihre Ideale – und den Typ ihrer geistigen und personalen Eigenart aussprechen. Es ist hier nicht die Gelegenheit, diesen qualitativ anderen Begabungstyp zu schildern. Das würde zu weit führen, obwohl er durch die hervorgehobene «Unwissenschaftlichkeit» nur sehr negativ, einseitig, ja vielleicht ungerecht charakterisiert ist.

Aber: muss man nicht mit diesem Typwandel rechnen? Wird man nicht den neuen Menschentyp richtig zu erfassen suchen müssen, ihn gerade *nicht* in erster Linie zu messen haben an dem Masstab intellektueller Begabung früherer Zeit, ihn also nicht abwerten dürfen als Senkung des Begabungs-niveaus? Wird man dann nicht fragen müssen, welche Theologie diesem Typ gemäss ist, damit er wirklich diese Theologie in seine menschliche und priesterliche Substanz aufnehmen kann?

Der Theologie mangelt die Mitte

Ein Drittes, das sich wie Folge zu den in 1 und 2 genannten Ursachen verhält, ist zu sagen: die heutige Theologie ist aufgesplittert in eine grosse Zahl von Fächern, ohne eine wirklich sich durchsetzen könnende Mitte des theologischen Studiums, die gebildet, nicht bloss gescheitmachend wirken könnte. Die Studienordnung *Deus Scientiarum Dominus* hat diese Gefahr wohl gesehen, aber wirklich ihrer Herr geworden ist sie nicht; im ganzen ist sie beherrscht durch die Bestrebungen, eine «wissenschaftliche» Ausbildung in einem enzyklopädischen Sinn zu geben, so dass also z. B. der Südamerikaner oder der Inder «orientalische Theologie» und «Bibelgriechisch» als eigenes Fach hat (wenigstens auf dem Papier). Jedes Fach hat heute in der Theologenausbildung das Bestreben, sich möglichst «wissenschaftlich» zu geben. Immer neue Fächer drängen an die Oberfläche und wollen sich als selbständige Disziplinen etablieren.

Die Folge ist zunächst, dass der durchschnittliche Theologe faktisch nicht mitkommt. Wenn man wirklich ehrlich und nüchtern die Sache betrachtet, wird man sagen müssen: ein *akademischer* Unterricht ist ein Unterricht, der das Ziel hat, in dem betreffenden Fach jemanden so zu belehren und so auszubilden, dass er in die Front der «Mitforscher» in diesem Fach einrücken kann. Dieses Ziel und nur dieses unterscheidet die Universität von einer (auch höheren) Fachschule. Aus diesem Grund muss es natürlich so viele Fächer an der Universität geben, als es durch den jeweiligen Gegenstand «an sich» bedingte, nach Gegenstand und Methode verschiedene Stossrichtungen der Forschung gibt. Nun wird auch der akademische Unterricht an der Universität in den theologischen Fakultäten (trotz aller Modifikationen und Abstriche, die Zeitmangel, Vernunft der Professoren und ihr am Priestertum ausgerichtetes persönliches Bildungsideal erzwingen) in dieser akademischen Weise doziert.

In sich ist das eine Möglichkeit. Denn es muss theologische Forschung und darum akademische Ausbildung geben. Aber ist das etwas für das Gros der Theologiestudenten, die später Priester werden wollen und sollen und nicht die nächste Generation der theologischen Forschung? Wie soll der junge Theologe die Vielzahl der theologischen Fächer, in *dieser* Weise vorge-setzt, wirklich bewältigen können? Die Theologie als akademische Forschung ist schon in sich selbst fast nur dem Namen nach *eine* Wissenschaft. Man sieht das am handgreiflichsten daran, dass sich ihre Zweige (z. B. in Rom) schon als einzelne Fakultäten etablieren oder dass es ähnlich organisierte «kirchen-rechtliche Institute» gibt.

Oder man mache folgendes Gedankenexperiment: man

stelle sich einerseits das faktische philosophische und theologische Niveau eines – für diese Dinge durchaus interessierten – Mittelschülers vor; man halte sich andererseits vor Augen, was der *akademische* Unterricht als unmittelbare Ausbildung zum theologischen Mitforschen eigentlich beinhalten müsste angesichts der Vielfältigkeit der theologischen Disziplinen, der Entwicklung der Theologie und ihrer noch grösseren unerfüllten Aufgaben, die ihrer als schon längst fällige warten. Dann frage man sich: ist *dazwischen* wirklich kein Platz für einen Unterricht, der weder das erste noch das zweite wäre? Grenz in der Theologie der Mittelschulunterricht wirklich unmittelbar an den akademischen? Man sage nicht: das alles ist in Wirklichkeit nicht so schlimm, in der Praxis nimmt der theologische Unterricht auf die Wirklichkeit Rücksicht und füllt auch den Bildungsraum aus, der zwischen Mittelschultheologie und akademischer Theologie liegt. Natürlich tut er das. Weil er aber auch das Akademische anstreben muss, tut er dies nur halb und erreicht das eine höchstens halb und das zweite nur zu einem Viertel. Wäre er nicht vor allem doch akademischer Unterricht, würde er sich nicht in dieser Menge akademischer Fächer aufsplittern, die alle doch *möglichst* gelehrt und «wissenschaftlich» betrieben werden. Die Folge ist, dass der arme Theologe, der bei seiner qualitativ anderen (nicht bloss und nicht in erster Linie quantitativ niedrigeren) Begabung gar nicht «Forscher» werden will, nicht sehr viel von diesem Unterricht hat; er paukt sich öde und höchstens halb verstanden – sehr mittelschulmässig – ein dürftiges Exzerpt von diesen wissenschaftlichen Stoffmassen ein, wobei er vor lauter Bäumen meist den Wald nicht sieht: und in den Examina sieht sich der arme gelehrte Professor gezwungen, von den Höhen seiner wissenschaftlich akademischen Theologie endlich herunter-zusteigen und bei der Beurteilung der Leistungen mehr als milde Masstäbe anzulegen, will er nicht einen zu grossen Prozentsatz der Kandidaten durchfallen lassen.³

Wie sehr die akademische Aufsplittierung der Fächer dem Bildungsziel des Priestertumskandidaten unangepasst ist, lässt sich auch daran erkennen, dass sie ja *den Fächern selbst* schadet. Zwei kleine Beispiele (bitte: Ausnahmen, die gern zugegeben werden, bestätigen die Regel): die *Bibeltheologie* (die und inso-weit es sie bei uns als Zweig der Exegese gibt) hat doch bisher in einem erschreckend geringen Masse die Dogmatik befruchtet, die, darüber herzlich unbekümmert, den traditionellen Kanon ihrer Probleme weiter abhandelt; und es gibt wenig Bibeltheologie bei uns, weil der Exeget Angst hat, sich auf das Glatteis der Dogmatik zu begeben. Exegese und Dogmatik sind eben zwei Fächer. Wieviel von modernen Fragestellungen, Kategorien usw., die der heutigen (auch katholischen) *Philosophie* geläufig sind, macht sich in einer Dogmatik bemerkbar? Herzlich wenig. Philosophie (zumal moderne) und Dogmatik sind eben zwei verschiedene Fächer. Wenn das aber schon den Disziplinen «an sich» schadet, wieviel weniger ist das kongruent für den Theologen, der später nicht Forscher in *einer* Disziplin, sondern ein Mensch im Leben und ein Verkünder und Zeuge des ganzen Wortes Gottes werden soll?⁴ Kein ver-

³ Vgl. Reuss a. a. O., S. 102: «Die Priesterkandidaten als Theologiestudenten sind überhaupt nicht in der Lage, alle Gebiete der Theologie, alle Fächer der theologischen Wissenschaft auch intensiv wissenschaftlich zu verarbeiten, obwohl die Vorlesungen diese Anforderungen stellen. Das kann auch der begabteste Student nicht. Dafür wird in den Vorlesungen und Lehrbüchern viel zu viel Stoff geboten. Seine Bewältigung zu verlangen heisst, die Studenten zum Pauken für die Examina zu verleiten. . . Sie können bei der Fülle des gebotenen Stoffes einfach nicht alles wissenschaftlich verarbeiten, sondern müssen pauken; und das ist nicht ihre Schuld. Man möge nicht zum Beweis des Gegenteils auf die – häufigeren guten Noten, die die Theologiestudenten bekommen, hinweisen. Sie sind nicht immer Leistungsausweis, sondern manchmal eher Trostpreis, mehr mit dem Herzen anstatt mit dem Kopf gegeben. . . »

⁴ Vgl. Reuss a. a. O., S. 101: «Eine nur geistig angeeignete Theologie ist nur im Verstand und nicht im Herzen. Sie reicht zum Zeugnisgeben nicht aus, weil sie nicht zur Tatverkündigung, sondern höchstens zur Wortverkündigung und dabei auch nur zu der Art von Wortverkündigung befähigt, die im Kopf und nicht auch im Herzen der anvertrauten Menschen ankommt und darum kein Leben wecken kann.»

nünftiger Leser wird aus dem Gesagten schliessen, wir seien der Meinung, die ganze Theologie könne als Einheitsgericht in einem Eintopf gekocht und den Theologen serviert werden. Aber eine *Frage* wirft der heutige Ausbildungsbetrieb auf, der aus einer letztlich akademischen Zielsetzung in der Ausbildung heraus zu einer Aufsplitterung der Fächer gelangt ist, die der Ausbildung der Theologen, die wir haben, zu dem Zweck, den wir haben sollten, schädlich ist.

«Wissenschaft» und Ausbildung der Theologen

Natürlich sollte man sich genauer überlegen, *wozu* wir den Theologen auszubilden haben. Sicher nicht zu einem theologischen Gelehrten, sondern zu einem Priester und Seelsorger. Hier wird man ganz allgemein das zwar wohl zugeben, aber gleich hinzusetzen: die Wissenschaft aber ist eben ein Mittel dieser Ausbildung zum priesterlichen Seelsorger. Denn, so wird man sagen, nur der Priester, der «wissenschaftlich arbeiten kann»⁵, wird in seiner späteren Praxis mit den Problemen, die neu an ihn herantreten, fertig werden.

Hier ist mit aller Nüchternheit zu fragen: was heisst «wissenschaftlich»? Was heisst «mit neuen Problemen fertig werden»?

Wenn «wissenschaftlich arbeiten können» heisst: der Priester muss klar denken können; er muss die Glaubenssubstanz, die er verkündigt, wirklich innerlich mit klarem Geist und lebendiger Kraft des Herzens aufgenommen haben, er muss daraus einen gewissen Glaubensinstinkt neuen Fragen gegenüber haben und die richtige Quelle für Belehrung in neuen Fragen kennen und benutzen, er muss so viel gelernt haben, dass er später leicht und sicher etwas Neues dazu lernen kann, dann ist es richtig, dass er «wissenschaftlich arbeiten» können muss. Aber das nennt man doch sonst noch nicht «wissenschaftlich». Denn das ist doch, *mutatis mutandis*, das Ziel jeder Schulung und jeden Unterrichts.

Wenn aber «wissenschaftlich arbeiten» können heisst: wissenschaftlich arbeiten, d. h. in methodisch richtiger Weise beitragen können zur Erarbeitung neuer Erkenntnisse auf dem Gebiet der Theologie, dann können die meisten Priester nicht wissenschaftlich arbeiten. Und das zu gestehen, ist keine Schande, genau so wenig wie bei Ärzten, Ingenieuren, Mittelschulprofessoren usw. Wenn aber der Unterricht in der Theologie das wissenschaftlich Arbeitenkönnen in diesem Sinn als Ziel des Unterrichts anstrebt, so erreicht er in den meisten Fällen sein Ziel nicht. Er hindert sich aber damit selbst daran, das Bildungsziel zu erreichen, das wirklich bei allen Theologen erstrebenswert und erreichbar ist, auch wenn eine solche Ausbildung es nicht erreicht, dass ein Priester später *allein* mit wirklich «neuen» Problemen fertig zu werden vermag. Wenn man also den Worten ihre wirkliche Bedeutung lässt, dann, so meinen wir, kann man das «wissenschaftliche Arbeitenkönnen» nicht zum Mittel einer Ausbildung zum Priester machen.

Positiv zu sagen, worin nun der konkrete Inhalt der Ausbildung zu einer priesterlichen Seelsorge besteht, ist schwerer als man sich das gewöhnlich vorstellt.

Man sollte sich klar machen, dass man da leicht in einen praktischen *Circulus vitiosus* verfällt: wozu man nicht ausgebildet ist, das tut man später in der Praxis nicht. Weil man es in der Praxis nicht tut (an der man doch das Ausbildungsziel abliest), glaubt man dazu auch nicht ausbilden zu müssen. Wenn man z. B. beobachtet, wie wenig offensiv unsere Seelsorge ist, wie wenig es ihr gelingt, das Ohr der neuen Heiden

zu gewinnen, nicht einmal in jenen Ständen, die bildungsmässig *unter* dem Niveau des durchschnittlichen Geistlichen liegen, dann wird man nicht so rasch davon überzeugt sein, dass wir deutlich wissen, woraufhin wir theologisch bilden müssen, dass nicht wir darum Bildungsziele übersehen, weil sie real nicht vorhanden sind, obwohl sie vorhanden sein müssten.

Schlussbetrachtung

Man könnte noch von vielen anderen Seiten her zeigen, dass es an der Zeit wäre, den theologischen Unterricht nach Sinnziel und Gestaltung zu überprüfen. Man könnte fragen, ob der faktische Betrieb der Theologie der Tatsache genügend Rechnung trägt, dass auch die wissenschaftlichste Theologie nur dann einen Sinn hat, wenn sie mehr ist als bloss eine mit dem Kopf angeeignete Wissenschaft. (Neulich erzählte mir ein Pfarrer und Dr. theol., wie eigenartig erschüttert er wurde, als er nach seinem theologischen Studium in Deutschland im Angelicum in Rom zum ersten Mal eine Vorlesung besuchte, vor der – gebetet wurde.) Man könnte fragen, ob im faktischen Betrieb Theologie und christliche Philosophie sich nicht zu weit auseinander entwickelt haben, so dass die Theologie viel zu positivistisch, die «christliche» Philosophie (zugunsten ihrer «relativen Selbständigkeit») viel zu neutral geworden ist. Man könnte von einem Vergleich her zwischen dem, was die Theologie leistet, und dem, was sie leisten sollte, um eine Voraussetzung für eine Verkündigung für heute sein zu können, fragen, wie ein theologischer Studienplan aussehen müsste, damit er von seiner Seite aus zur Verringerung dieses viel zu grossen Hiatus beitragen könnte.

In der Tat: man gehe von der Einsicht aus, die mit Relativismus und Historismus nichts zu tun hat, dass jede Zeit (in einem säkularen Sinn gemeint, nicht im Sinn einer Zeitmode von ein paar Jahren) *ihre Theologie* haben müsse (und von den Vätern bis in den nachtridentinischen Barock auch gehabt hat); man suche dann einerseits das Ausmass des Abstandes unserer heutigen geistigen *Situation* im allgemeinen von der Situation, die der Neuzeit vorausliegt, etwa der barocken, sich geistig vorzustellen, und dann messe man den Abstand zwischen einer spätbarocken *Dogmatik* und einer heutigen (durchschnittlichen, etwa Diekamp oder Pohle-Gierens oder Hugon usw.). Ich meine: wer dann nicht zugibt, dass *dieser* Abstand relativ zu *jenem* viel zu klein ist, dass also die Neuzeit in der Theologie (trotz aller Gelehrsamkeit) nicht das für ihre *Zeit* geleistet hat, was die früheren Theologien je für ihre Zeiten getan haben, dem ist nicht zu helfen. Vielleicht wird man sogar erkennen, dass die Wissenschaftlichkeit der theologischen Wissenschaft, die sich in der Exegese hauptsächlich auf das Philologische und Textkritische und in der Dogmatik auf das Dogmengeschichtliche stützt, manchmal einem Alibi verzweifelt ähnlich sieht, durch das man sich von der schwereren Aufgabe drückt, nämlich zu überlegen, wie von der heutigen-geistigen Situation aus die alte, ewig gleiche Botschaft neu durchdacht und formuliert werden könnte, damit sie wirklich in genügend grossem Masse assimilierbar ist. Vielleicht würden von solchen Überlegungen her auch Erkenntnisse für den theologischen Studienplan und -gang sich ergeben.

Mit allem bisher Gesagten sollte nur eines angedeutet und – soweit es bei der Kürze möglich ist – bewiesen werden: Es ist an der Zeit, dass man über die rechte Gestaltung des Ausbildungsganges der Theologen neu und ernsthaft nachdenkt. Einige Gedanken über die Richtung, in der die Lösung dieser Frage zu suchen ist, werden wir in einem späteren Beitrag vorlegen.

⁵ Vgl. Reuss a. a. O., S. 100.

Kinsey Report

— ärztliche Erfahrung — menschliche Natur

Die geschlechtlichen Funktionen führen bei vielen Menschen zu Spannungen und Schwierigkeiten; sie haben deshalb seit jeher das Interesse von Ärzten, Seelsorgern und Erziehern beansprucht. Um zu helfen ist nicht nur die Kenntnis der möglichen Störungen nötig, sondern auch das Wissen um die physiologischen Funktionen und die damit verbundenen normalen Empfindungen. Während bekannte Forscher, wie Sigmund Freud, Havelok Ellis, E. Kehrler und andere grosse Mühe aufwandten für Studium und Heilung geschlechtlicher Störungen, ging neben anderen der Amerikaner Alfred Kinsey mit drei Mitarbeitern daran, das normale geschlechtliche Verhalten der Menschen zu erforschen.

Kinsey ist Lehrer für Zoologie – also nicht für Medizin – am Institut für Geschlechtsforschung der Universität von Indiana, USA. Bereits 1948 veröffentlichte er seinen «Report» über das Geschlechtsleben des Mannes – den Kinsey Report No. 1 –, wozu er während zehn Jahren Resultate sammelte. 1953 erschien sein Buch über das Geschlechtsleben der Frau – der Kinsey Report No. 2 – «Sexual Behavior in the Human Female» (A. Kinsey, W. Pomeroy, Cl. Martin, P. Gebhard). Das Buch wurde bereits längere Zeit vor dem Erscheinen sensationell angekündigt; es hat bald mancherorts grosse Diskussionen hervorgerufen, vor allem in USA und England.

Das Buch behandelt auf rund 800 Seiten das Geschlechtsleben der Frau in seinen letzten und verborgensten Einzelheiten. Gemäss amerikanischer wissenschaftlicher Übung werden in direkt verwirrender Fülle statistische Angaben, Kurven, Zahlenzusammenstellungen usw. gebracht. Die Resultate wurden während 15 Jahren gesammelt; sie basieren auf persönlichen Unterredungen – sogenannten Interviews – mit rund 8000 Frauen, wovon die Angaben von 5940 Frauen verwertet wurden. Die Aussagen verteilen sich auf alle Altersstufen vom 2. bis zum 90. Lebensjahr; statistisch zu gebrauchen sind die Antworten von 5436 weiblichen Personen im Alter zwischen 16 und 50 Jahren. Kinsey beabsichtigte, mit seinen Interviews ein durchschnittliches Bild der weiblichen Bevölkerung der USA zu geben; er versuchte, Stadt und Land, die protestantische, katholische und jüdische Konfession sowie die verschiedenen gesellschaftlichen und kulturellen Schichten des Volkes zu berücksichtigen. Neben den Resultaten der persönlichen Unterredungen wurden Kenntnisse aus Anatomie, Physiologie und Endokrinologie verwendet. Im einzelnen umfassen die verschiedenen Kapitel das Geschlechtsleben der Mädchen vor der Pubertät, die Masturbation der Frau, die nächtlichen geschlechtlichen Träume, die voreheliche Erotik (Pettings), die vorehelichen geschlechtlichen Beziehungen, die sexuelle Betätigung in der Ehe, die ausserehelichen Beziehungen, die Homosexualität und den geschlechtlichen Kontakt mit Tieren (Sodomie).

Die von Kinsey angeführten zahlenmässigen Beobachtungen sind für den Leser zum Teil sehr erstaunlich, so z. B., dass 30% von total 1148 Mädchen von 13 Jahren bereits heterosexuelle, 33% homosexuelle Erlebnisse gehabt hätten, weiter, dass 24% der befragten weiblichen Personen in der Vorpubertät zu sexuellen Beziehungen verleitet wurden durch Männer. – Masturbation wird nach Kinsey von rund 30% der 20jährigen, von 40% der 25jährigen und von rund 50% der 30jährigen Frauen ausgeübt, wobei unverheiratete, geschiedene und verwitwete Frauen deutlich zahlreicher vertreten sind als verheiratete. Interessant ist die Angabe, dass 43% der masturbierenden Frauen durch Wort oder Lektüre auf diese Betätigung hingeführt wurden. Kinsey behauptet, dass jene Frauen, die die Masturbation vorehelich nicht durchführen, in der Ehe häufiger gefühllos seien als die übrigen Frauen, was sich bis zu 5 Jahren auswirken könne. Die Masturbation ist deshalb nach Kinsey eine empfehlenswerte Vorübung für die geschlechtliche Befriedigung in der Ehe. – Bei 37% der Frauen von 45 Jahren treten sexuelle Träume auf. Sexuelle Träume sind nach Kinsey vor allem dann häufig, wenn frühere sexuelle Betätigungen

ausgeschaltet sind, wie zum Beispiel bei Frauen im Gefängnis. Der Trauminhalt ist fast immer heterosexuell. – Die voreheliche Erotik umfasst nach Kinsey alles ausser dem eigentlichen geschlechtlichen Verkehr. 40% der 15jährigen Mädchen und 70–95% der Töchter im Alter von 18 Jahren – Ende der High School – üben diese «Pettings» aus. Neuerdings gilt dieser Prozentsatz bereits für die Mädchen von 16 Jahren. – Weiter berichtet Kinsey, dass von den 15jährigen Töchtern 3% voreheliche geschlechtliche Beziehungen durchführen, von den 20jährigen 20%, von den 25jährigen 33%, von den 30jährigen 50% usw. Auffällig ist die Bemerkung, dass die vor 1910 geborenen Frauen in deutlich geringerer Zahl voreheliche geschlechtliche Beziehungen ausgeführt hätten. Die Zunahme des vorehelichen Verkehrs führt er zurück auf: 1. eine «befreitere» Einstellung der Nachkriegsgeneration zu den sexuellen Problemen, vor allem auf Grund des Einflusses von Sigmund Freud und Havelok Ellis; 2. auf die zunehmende Emanzipation der amerikanischen Frau, nicht nur in wirtschaftlichen, sondern auch in moralischen Fragen; 3. auf die durch den Krieg bedingte Mischung der Bevölkerung und Auflockerung der Sitten; 4. auf die Verwendung von Verhütungsmitteln und 5. auf die Anonymität der amerikanischen Grosstädte. Nach Kinsey empfanden 69% jener verheirateten Frauen, die voreheliche Beziehungen ausgeführt hatten, keine Reue darüber, während 13% diese Handlungsweise bereuten. Bei der Erwähnung dieser Zahl erklärt deshalb Kinsey, dass gerade bei diesem Moment der späteren Reue über voreheliche geschlechtliche Beziehungen der Unterschied zwischen Wunschvorstellungen religiöser Kreise und der «wissenschaftlich» festgestellten Wirklichkeit zu Tage trete. Von einer Angst vor eventuellen Geschlechtskrankheiten durch voreheliche, geschlechtliche Beziehungen sei nichts zu spüren, weil die Amerikanerinnen die medizinischen Fortschritte kennen. 18% der Töchter wurden schwanger, davon 15% mehr als einmal. Kinsey erblickt im vorehelichen geschlechtlichen Verkehr einen wichtigen Vorteil für die Anpassung und das Verständnis des andern Geschlechtes und damit für die geschlechtliche Befriedigung in der Ehe. – Aussereheliche Beziehungen werden von 25–30% der verheirateten amerikanischen Frauen im Alter von 40 Jahren durchgeführt. Die hauptsächlichsten Gründe dieser Handlungsweise sind: längere Abwesenheit des Mannes, Untreue des Mannes, Unabhängigkeit der amerikanischen Frau und Gefälligkeit gegenüber einem anderen Mann aus wirtschaftlichen, sozialen und ähnlichen Überlegungen. 68% der Frauen mit ausserehelichen Beziehungen hatten bereits voreheliche Beziehungen. Bedeutungsvoll ist die Angabe von Kinsey, dass in 42% jener Ehen, in welchen die Frauen aussereheliche Beziehungen ausübten, grosse Schwierigkeiten auftraten, wenn der Ehemann davon Kenntnis bekam. In 14% der Scheidungen ist dieses Moment die wichtigste Ursache, in 18% der Scheidungen eine der wichtigsten Ursachen. Kinsey vermutet aber, dass die ausserehelichen Beziehungen der Frau sicher häufiger die Scheidung bedingen als angegeben wird. Interessanterweise treten eben falls in 42% der Ehen mit ausserehelichen Beziehungen der Frau keine Schwierigkeiten auf, wenn der Mann davon vernimmt. Sicher häufig deswegen, weil er selbst ebenfalls aussereheliche Beziehungen ausübt. – Wichtig ist die Angabe von Kinsey, dass Masturbation, sexuelle Träume, «Pettings», voreheliche und aussereheliche geschlechtliche Beziehungen bei religiösen Frauen – seien es Katholiken, Protestanten oder Juden – durchwegs weniger häufig durchgeführt werden als bei Frauen ohne religiöse Bindung. Soziale Stellung, Bildungsniveau, geographische Herkunft bedingen keine nennenswerten Unterschiede in der geschlechtlichen Betätigung.

Obwohl Kinsey sagt, er registriere nur und urteile nicht, zieht er aus seinen Beobachtungen trotzdem Schlussfolgerungen. Wie er erklärt, möchte er mit seinen Erkenntnissen die Ehe fördern durch Bejahung vorehelicher Beziehungen, geschlechtlich unbefriedigten Ehegatten helfen, sexuell gestörte Ehen wenn möglich verbessern und körperlich angeblich nicht zusammenpassende Partner von der Ehe abhalten. Gleichsam als wichtigste Schlussfolgerung prägt Kinsey den Ausdruck der sexuellen Gesamtaktivität (total sexual outlet), den er wörtlich folgendermassen definiert: «Für die meisten Frauen und Männer scheint es elementare physiologische Bedürfnisse zu geben, die durch den sexuellen Orgasmus befriedigt werden und die Gesamtsumme dieser Orgasmen scheint im Leben des Einzelnen eine bedeutsame Einheit (a significant entity) zu bilden.»

Zum vorneherein ist zu erklären, dass die zahlenmässige Grundlage der Untersuchungen von Kinsey zu klein ist, um den Beobachtungen den Wert allgemeiner Gültigkeit zu verleihen. Er verwertet die Aussagen von knapp 6000 weiblichen Personen auf rund 80 Millionen, was weniger als ein Zehntel Promill ausmacht. Auf schweizerische Verhältnisse übertragen, würde das besagen, dass die Angaben von 180 Frauen für alle weiblichen Personen der Schweiz Geltung hätten. Dazu kommt, dass Kinsey keine näheren Angaben darüber macht, auf welche Art die von ihm ausgefragten weiblichen Personen dazu kamen, ihm ihre letzten Geheimnisse anzuvertrauen; sicher entsprechen sie nicht einer getreuen Vertretung der Frauen der USA. Dies beweist schon die Tatsache, dass nur 1670 jüdische und sogar nur 700 katholische weibliche Personen ihm Angaben machten, wobei in den Vereinigten Staaten von Amerika gegen 15 Millionen katholische Frauen leben. Kinsey selbst bezeichnet diese Zahlen als ungenügend. Von den 700 katholischen Frauen sind zudem nur gut die Hälfte, d. h. 390, «devote catholics». 90% der befragten Frauen wohnen in den Städten; 9% stammen aus dem Arbeitermilieu; beide Angaben weisen ebenfalls darauf hin, dass weder geographische noch soziale Herkunft der Frauen die landesdurchschnittlichen Verhältnisse berücksichtigen. Kinsey ist es nach dieser ungenügenden zahlenmässigen Grundlage also nicht erlaubt, von einer «wissenschaftlichen Arbeit» zu sprechen, was sinngemäss im Titel zum Ausdruck hätte gebracht werden müssen durch die Zahlenangabe der befragten Frauen. Er ist sich dieser Tatsache stellenweise bewusst; trotzdem spricht er in Titel und Schlussfolgerungen ganz allgemein von den Frauen.

Wesentlich ist jedoch die Beantwortung der Frage: dient Kinsey mit seinem Report dem körperlichen und seelischen Wohl der Frau und wirkt er tatsächlich fördernd auf das eheliche Leben? – Will der Arzt unvoreingenommen Richtlinien für sein Verhalten empfangen, dann fragt er am besten nach dem Sinn jener Funktionen, die zu den Grundlagen des Lebens gehören. Und da ist es sicher sehr auffällig, dass der geschlechtliche Liebesakt gleichzeitig die Möglichkeit der Fortpflanzung in sich trägt. Der Schöpfer hat also das Kind mit dem Ausdruck der elterlichen Liebe untrennbar verbunden, mit anderen Worten: Liebe – Geschlechtsakt – Kind – Familie gehören zusammen. Bei einem so sehr zu den Grundlagen der natürlichen Vorgänge gehörenden Akt wie bei den geschlechtlichen Beziehungen ist es denn auch selbstverständlich, dass körperlich und geistig gesunde Menschen, die natürlich empfinden, fast ausnahmslos von selbst sich finden und ohne besondere Anweisungen die geschlechtlichen Beziehungen normal ausführen. Es ist aus diesem Grunde übertrieben, wenn Kinsey meint, alle jungen Menschen müssten über die Einzelheiten des Geschlechtslebens belehrt werden. In Einzelfällen ist dies wohl nötig, dann aber geschieht es am besten durch einen vertrauenswürdigen Arzt oder Erzieher. Im Ganzen genügt die Kenntnis der elementaren Dinge. Umgekehrt droht jungen und unreifen Lesern grosser Schaden bei der Lektüre des Kinsey Reportes; denn es ist sicher nicht zu bestreiten, dass die geschilderten Einzelheiten und «technischen Ratschläge» Phantasie und Triebe in hohem Grade erregen können. Auch ist es ohne weiteres vorstellbar, dass eine bis jetzt ungestörte Ehe in Schwierigkeiten gerät, weil ein Ehepartner nach dem Studium des Kinsey Reportes sich sexuell minderwertig vorkommt oder auch glaubt, er erlebe zu wenig an «sexuellem Glück» mit seinem Gatten. – Sicher überschätzt Kinsey die Wichtigkeit des Orgasmus; denn für ihn stellt diese Empfindung den eigentlichen Masstab des Glückes dar. Seine Angaben führen zum Schluss: je häufiger der Orgasmus, um so grösser das Glück. – Er übergeht, dass dieser Vorgang niemals für sich allein betrachtet werden darf; denn soll er die Eheleute beglücken, so ist er notwendigerweise mit manchen anderen Momenten, vor allem seelischer Natur, verbunden. Sein Zustandekommen ist zudem nicht einfach auf Wunsch möglich, sondern von Faktoren körperlicher und seelischer Art abhängig. Das häufige erzwungene Herbeiführen des Orgasmus führt zu Unlustgefühlen, Müdigkeit, gefühlsmässiger Enttäuschung beider Ehegatten und anderen Beschwerden, nicht aber zur normalen Beglückung. Die Würde der Eheleute leidet und damit die innere Verbundenheit von Mann und Frau.

Der von Kinsey neu eingeführte Begriff der sexuellen Ge-

samtaktivität widerspricht der ärztlichen Erfahrung. Es ist nicht erlaubt, zu behaupten, die Summe der durch die verschiedenen geschlechtlichen Aktivitäten hervorgerufenen Orgasmen stelle eine «bedeutsame Einheit» dar – werde also gleichsam zwangsläufig erreicht. Kinsey verkennt damit vollständig, dass das Geschlechtsleben der Männer, wie das der Frauen, niemals irgendeiner Norm entspricht, sondern unmessbare Verschiedenheiten aufweist, nicht nur zwischen den einzelnen Menschen, sondern auch beim gleichen Menschen selbst. Dies ist ohne weiteres klar, wenn man weiss, wie sehr die geschlechtlichen Funktionen von Temperament, Veranlagung, körperlicher Gesundheit, Müdigkeit und ganz besonders von seelischen Zuständen, wie Liebe, Freuden, Sorgen, Trauer und vielen kleinsten, scheinbar unwichtigen Dingen abhängen. Und wie steht es denn überhaupt mit dem Willen? Wie mit der geschlechtlichen Haltung religiöser Menschen? Gibt es nicht auch eine Beherrschung der geschlechtlichen Triebe? Diese Frage verneinen, hiesse ungezählten Männern und Frauen unrecht tun. Aus allen diesen Gründen erscheint es überhaupt nicht möglich, das geschlechtliche Verhalten der Männer und Frauen mittels einer Statistik wahrheitsgetreu wiederzugeben, auch nicht mit 500 und mehr Fragen, wie sie von Kinsey und seinen Mitarbeitern den weiblichen Personen vorgelegt wurden. Ein ärztlicher Forscher sagt denn auch mit Recht, dass das geschlechtliche Leben jedes Menschen so sehr seinen eigenen Charakter trage wie seine Handschrift. Kinsey übergeht auch vollständig die Gefahren, die mit dem vorehelichen und ausser-ehelichen Verkehr verbunden sind. Oder ist es denn eine Kleinigkeit, wenn 18% der Töchter mit vorehelichen Beziehungen in andere Umstände kommen? Sicher nicht. Trägt sie das Kind aus, so ist das ganze weitere Leben dieser Frau meistens durch diese uneheliche Geburt in irgend einer Weise belastet; lässt sie die Schwangerschaft aber beseitigen, so bestehen sicher auch in Amerika grosse gesundheitliche Gefahren wie in jedem anderen Staate, trotz allen Fortschritten der Medizin. Was aber noch viel wichtiger ist: sicher sind manche dieser Töchter durch ein unruhiges Gewissen geplagt. – Wieviele der verheirateten Frauen durch aussereheliche Beziehungen schwanger wurden, gibt Kinsey nicht an.

Der wichtigste Einwand gegen Kinseys Ausführungen liegt aber darin, dass er auf die Seele des Menschen keine Rücksicht nimmt. Damit zeigt er, wie lebensfremd er ist. Denn jeder rechte Arzt und Erzieher, überhaupt jeder einsichtige, reife Mensch wird zur Überzeugung kommen, dass eben Leib und Seele zusammen erst den Menschen ergeben. Das eine kann nicht vom andern getrennt werden, so eng ist die Verflechtung. Gerade aber beim Liebesleben spielen die seelischen Momente eine ganz überragende, ja, die beherrschende Rolle, ohne dass damit die körperlichen Momente vernachlässigt werden dürfen. Es ist daher unbiologisch und ganz unerlaubt, die sexuellen Fragen für sich allein beurteilen zu wollen, ohne Betrachtung der ganzen Vielfalt des Lebens. Dies aber tut Kinsey. Seine Ausführungen müssen deshalb zwangsläufig unrichtig sein. Die psychologische Wissenschaft hat bewiesen, dass bereits in der Kindheit sehr wichtige Grundlagen gelegt werden für Verhalten und Glück in der Ehe. Die gesunde, geordnete Familie ist am meisten geeignet, eine gesunde Empfindung für geschlechtliche Dinge zu wecken. Kinder, die ohne Liebe aufwachsen, oder verhätschelte Kinder sind vor allem gefährdet, später nicht die notwendige Erfüllung in der Ehe zu finden. Das gleiche gilt von Kindern, die eine früde und unnatürliche Erziehung genossen haben in geschlechtlichen Fragen und mit diesen Dingen verängstigt werden. Jene jungen Menschen aber, die in einer liebeerfüllten, familiären Atmosphäre aufwachsen und dazu erzogen werden, nicht nur Liebe zu empfangen, sondern auch andern Liebe zu erweisen, leiden später nur sehr selten unter Störungen im Liebesleben, falls der Ehepartner von gleicher Gesinnung ist. – Zum vollen ehelichen Glück gehört das restlose Vertrauen der Eheleute zueinander; dazu sind Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit unbedingt

notwendig. Ebenso wichtig sind Wahrheit und Wohlwollen. Gar keiner besonderen Worte bedarf die Bedeutung der Treue für das eheliche Glück. Weiter ist zu betonen, dass die Frau niemals nur die geschlechtliche Lust sucht, sondern sie will den ganzen Menschen für sich haben mit Leib und Seele. Es ist deshalb irreführend, wenn Kinsey vorgibt, allein die persönliche Lustempfindung bringe den Eheleuten die gewünschte Beglückung. Nicht die ungehemmte Erfüllung der geschlechtlichen Triebe ist die beste Hilfe zur Erreichung dieses Zieles, sondern das Bedürfnis des einzelnen Ehegatten, den andern glücklich zu machen. Dies sind Grundtatsachen des menschlichen Lebens, die vielleicht zeitweise verdeckt, doch niemals ausgelöscht werden können. Kinsey selbst bestätigt unbewusst diese Behauptungen, wenn er zugibt, dass in wenigstens 14% jener Ehen, wo die Frau ausserhehliche Beziehungen pflegte, dies der Hauptgrund der Ehescheidung war und in weiteren 18% ein sehr wichtiger Grund. Dabei erwähnt Kinsey gar nicht, welche seelische Belastung jede Frau mit einer Ehescheidung durchmacht und dass sie im Grunde später von diesen Sorgen immer gekennzeichnet ist. – Ohne Zweifel bedeutet auch die voreheliche Jungfräulichkeit eine sehr wichtige Hilfe für das spätere Glück der Ehe. Neben verschiedenen Psychotherapeuten haben namhafte Ärzte wie Dr. D. Mace, Ehrenpräsident der staatlichen Eheberatung in England, Prof. A. Mayer, Tübingen und Prof. R. Schröder, Leipzig – beides anerkannte Lehrer für Geburtshilfe und Gynäkologie –, diese Erfahrung nachdrücklich betont. An dieser Tatsache ändert Kinsey mit seinen hohen Zahlen über voreheliche, geschlechtliche Beziehungen der von ihm befragten Frauen nichts. Er sagt auch gar nicht, wie viele dieser Frauen in der Ehe wirklich glücklich waren. Nach ärztlicher Erfahrung ist gerade die Frigidität der verheirateten Frau nicht selten bedingt durch seelische Bindung an einen vorehelichen oder ausserhehlichen Partner, wenn auch die Ursachen dieser Gefühlsstörung ganz verschiedenartig sind. Wenn Kinsey aber betont, durch ausführliche sexuelle Belehrungen und technische Anregungen sei die Geschlechtskälte der von ihm befragten Frauen in hohem Masse geschwunden, so erscheint diese Behauptung übertrieben, mag sie auch in einzelnen Fällen stimmen. Auch ein ganz anerkannter Psychotherapeut wie J. H. Schultz, Berlin, bestätigt die allgemeine Erfahrung, dass geschlechtliches Unbefriedigtsein nur ganz selten sexuell bedingt ist, sondern in der grossen Mehrzahl aus Lebensschwierigkeiten und seelischen Momenten resultiert. In diesem Zusammenhang wird die ausserordentlich grosse Bedeutung der Unauflöslichkeit der Ehe klar. Diese Bindung auferlegt beiden Ehegatten vom Moment der Eheschliessung an die Verpflichtung, in erster Linie für das andere und für die Kinder zu leben, womit Ruhe und Geborgenheit in die Ehe einziehen. Das Fehlen dieses Gefühls der Sicherheit beunruhigt vor allem die Frau und vermindert damit ihr erotisches Empfinden. In einer geistig und seelisch geeinten Ehe ist denn auch Gefühlskälte der Frau nur selten vorhanden. Also körperliches Zusammenpassen und seelische Kultur der Gatten greifen unlösbar ineinander und sind beide nötig für das Glück der Ehe.

Selbstverständlich sind mit dieser kritischen Beurteilung des Kinsey Reportes die geschlechtlichen Schwierigkeiten und Nöte nicht behoben. Sicher aber sind die Ausführungen von Kinsey nicht geeignet, das Wohl der Frauen und der Eheleute zu fördern; im Gegenteil, sie rauben die innere Harmonie, die eine unbedingte Voraussetzung der Gesundheit ist. Eine erfolgreiche ärztliche Beratung hat die Gesetze der menschlichen Natur zu beachten; diese aber werden gerade durch Kinsey beiseite geschoben. Sein Buch gibt wohl einen Einblick in das geschlechtliche Verhalten von rund 6000 Frauen; jedoch nicht nur die ärztliche, sondern auch die menschliche Erfahrung und Überlegung überhaupt verbieten es, dieses Verhalten der menschlichen Natur gleichzusetzen. Es ist ein grosser Irrtum, eine geschlechtliche Ethik aus Kinseys Statistik abzuleiten. Die eifrige Propagierung und unterschiedslose Verbreitung dieses

Buches ist deshalb sehr zu bedauern. Verdienstlicher wäre es, die Bedeutung der guten und mündigen Familie für das geschlechtliche Verhalten und das spätere Eheglück der Kinder zu studieren.

Dr. med. Werner Umbricht

* * *

Wir möchten der vorstehenden, einem echten christlichen Berufsethos entspringenden Stellungnahme zu den Kinsey Reports noch *zwei Hinweise* beifügen.

1. Der erste Hinweis gilt dem beachtenswerten Artikel des Soziologen H. Schelsky in der Juni-Nummer von «Wort und Wahrheit» (Herder-Freiburg): «Die Moral der Kinsey-Reporte». Der Verfasser des Artikels stellt fest, dass in den angeblich rein sozialstatistischen Berichten Kinseys und seiner Mitarbeiter so deutlich ein sozialkritischer und anklagender Unterton heraustönt, «dass an einem, wenn auch noch so verdeckten Anspruch, selbst eine Norm des Sexualverhaltens zu zeigen, kaum zu zweifeln ist». Es muss also die Frage geprüft werden: «Wie weit vermag die *moderne Soziologie* diesen Aspekt Kinseys zu teilen?»

Schelsky sieht den Grundirrtum Kinseys sehr richtig darin, dass dieser aus dem, was biologisch «natürlich» ist, eine sozialmoralische Norm machen will. Es ist eine Tatsache, dass in allen Gesellschaften die Normen des sexuellen Verhaltens einen absoluten Charakter annehmen, und zwar nicht mit Berufung auf die biologische Natur, sondern kraft der sozialen, moralischen und meist religiösen Potenz einer Gesellschaft. Diese soziale Normierung des Geschlechtsverhaltens gehört zu den grundlegenden Kulturleistungen, da sie zur Sicherung des Gesamtgefüges der jeweiligen Kultur eine unumgängliche Voraussetzung bildet. Aus dem damit notwendig gegebenen, nie aufhebbaren Widerspruch zwischen absolut gesetzter Norm und der natürlichen Variationsbreite des faktischen Sexualverhaltens entsteht erst die spezifisch menschliche Art der Geschlechtlichkeit: Menschliche Triebhaftigkeit muss im Unterschied von jener des Tieres geistig, kulturell geformt und geführt werden, um überhaupt den Artzweck der Fortpflanzung zu sichern, wird dadurch aber gleichzeitig zur «kulturellen Chance» des Menschen. Nur eine grobe Verkennung dieser menschlichen sozialen Gegebenheit kann auf den Gedanken kommen, Biologie und Statistik zu normativen Wissenschaften erheben zu wollen, d. h. zu verlangen, dass die biologische Variabilität des Sexualverhaltens schon moralische Erlaubtheit besage: «Aus der biologischen Faktizität die Norm machen und die ihr widersprechende abschaffen... heisst praktisch den Anspruch auf eine Sexualethik und Sexualerziehung überhaupt aufgeben.» Darum ist auch Kinseys Methode einer rein «sexuellen Aufklärung», die eine unstatthafte Autonomisierung des Geschlechtlichen darstellt, als erzieherisch völlig ungeeignet abzulehnen. Schelsky spricht von einer nicht zu unterschätzenden «erschütternden Wirkung der Kinsey Reports»: Es «werden Tausende von Frauen jetzt die ehelichen Schwierigkeiten, die sie sonst vielleicht noch als relativ selbstverständliches Ehe-schicksal genommen und getragen hätten, sich im Lichte der Statistiken der Kinsey-Reports interpretieren und nun endlich wissen, was in ihrer Ehe anders sein müsste». Nach der Psychologisierung der Selbstdeutungen scheinen die Zoologie und Statistik als Medium des menschlichen Selbstverständnisses an der Reihe zu sein.»

So wertvoll diese Beurteilung Kinseys aus soziologischer Sicht für uns ist, so entschieden müssen wir trotzdem die Grundposition Schelskys ablehnen. Nicht umsonst liess die Schriftleitung von «Wort und Wahrheit» seinem Artikel einige Nachbemerkungen von Albert Mitterer folgen. Was dieser darin in schonenden Wendungen sagt, sei hier ganz klar ausgesprochen: *Während Schelsky den biologischen Relativismus Kinseys in seiner ganzen Unhaltbarkeit brandmarkt, bleibt er selber in*

einem andern Relativismus, nämlich dem soziologischen, befangen. Spricht er es doch selber aus: «Gewiss sind auch die Sexualnormen relativ. Aber worauf? Auf das Gesamtgefüge der jeweiligen Kultur.» Deshalb werde im sexuellen Verhalten als «natürlich» empfunden, «was die sozial gesetzte Sexualnorm als absolut erscheinen lässt». In diesem ausgesprochenen Positivismus soziologischen Denkens offenbart Schelsky seine – wenn auch auf höherer Ebene beheimatete – Geistesverwandtschaft mit Kinsey: «Wir würden auch von unserm Standpunkt... die Möglichkeit der Wandlung der Sexualmoral nicht verneinen; gerade weil die sexuellen Normen primär soziale Gestaltungen sind, unterliegen sie natürlich auch dem geschichtlichen und gesellschaftlichen Wandel in der Veränderung der gesamten Gesellschaftsstruktur.»

Zu einer solchen Aufweichung des sittlichen Fundaments menschlichen Verhaltens zu blosser gesellschaftlicher Konvention und Sitte können wir nur unmissverständlich nein sagen. Denn es geht hier im ganzen Zusammenhang ja nicht bloss darum, die faktische Wandelbarkeit der sittlichen Anschauungen und deren gesellschaftliche Anerkennung in der Geschichte der Völker festzustellen, sondern um die letzte Begründung der objektiven und absoluten Gültigkeit sittlicher Normen. Wenn sich die «Sozialmoral» selbst als letzte und absolute Norm des sittlichen Verhaltens betrachtet, also keine höhere normstiftende Instanz über sich anerkennen will, dann gibt es für sie grundsätzlich nicht eine einzige sittliche Verirrung, die nicht irgendwann und irgendwo sittlich erlaubt und gut werden könnte. Da betont nun Mitterer mit Recht, dass geltende Sitte nicht unbedingt gültiges sittliches Verhalten bedeutet; dass die Gewohnheit eines Volkes nicht schon deshalb endgültige Norm sein kann, weil sie Gewohnheit ist. Denn wir würden nur wieder bei einer Faktizität landen, deren Normanspruch Schelsky für Kinsey ablehnt. Wollen wir also in der Beurteilung des sexuellen Verhaltens nicht einem sittlichen Relativismus verfallen, dann dürfen wir weder die Triebhaftigkeit und das tatsächliche Verhalten des einzelnen, noch aber auch die gesellschaftlich anerkannte Sitte zur letzten gültigen Norm nehmen. Was im sittlich-normativen Sinn für den Menschen «natürlich» ist, wird nicht nach individueller oder kollektiver Willkür und Gewohnheit bemessen, sondern nach der Natur des Menschen, und zwar des ganzen Menschen in seiner Würde als geistige Person und seiner wesenseigenen Bestimmung. Deshalb kann es nicht die Aufgabe einer positiven Wissenschaft sein, auf die Frage der gültigen Sexualnormen eine letzte Antwort zu geben. Es geht hier um ein metaphysisches und religiöses Problem.

2. Unser zweiter Hinweis betrifft jene Stimmen aus katholischen Kreisen, die eine *positive Auswertung der Kinsey Reports für die Moraltheologie und Seelsorge* fordern. Die Untersuchungsergebnisse über das geschlechtliche Verhalten des Menschen von heute seien zu bedeutsam, als dass man sie unbeachtet lassen dürfe. Es sei deshalb an der Zeit, zu prüfen, ob nicht unsere herkömmliche Sexualmoral und Sexualerziehung in manchen Punkten revisionsbedürftig sei.

Zunächst dürfte aus dem oben Gesagten klar geworden sein, dass auch ein «sexologischer Galilei», wie man Kinsey ironisch genannt hat, keine Umwälzung der moraltheologischen Normen hervorrufen kann. Denn die Aufgabe der Moraltheologie besteht ja nicht darin, zu beschreiben, was tatsächlich ist, sondern zu lehren, was sein soll. Und ihr Wissen um das sittliche Sollen schöpft sie aus der Wesensbetrachtung der menschlichen Natur, erleuchtet und ergänzt durch die Offenbarung und die Lehre der Kirche. Das schliesst natürlich nicht die Pflicht aus, als Normwissenschaft sich mit den

modernen Fragen der Sexualmoral auf lebensnahe Weise auseinanderzusetzen und die Erkenntnis der naturrechtlichen Grundlagen schwer verständlicher sittlicher Forderungen zu vertiefen.

Worin sollen wir dann die positive Wirkung der Kinsey Reports sehen? Als *Instrument der Massenaufklärung* müssen wir sie ablehnen. Aber vielleicht sind sie trotzdem imstande, eine echte Aufklärungsarbeit in etwas anderem Sinn zu leisten. Man braucht den Untersuchungsergebnissen nicht jene Allgemeingültigkeit zuzuschreiben, wie dies manche Kinsey Gläubige tun, um sich dennoch von dem gezeigten Sittengemälde erheblich beeindruckt zu lassen. Wir wissen aus ähnlichen Untersuchungen in europäischen Ländern, dass nicht bloss in weiten Bevölkerungskreisen Amerikas der gesunde sittliche Instinkt in sexueller Hinsicht verloren gegangen ist. Gerade der Theologe und Seelsorger darf es sich nicht leisten in einer Welt von Illusionen zu leben. Er muss den Mut haben *in aller Nüchternheit die Verhältnisse zu sehen*, wie sie tatsächlich sind; er muss auch wissen um jene stumme Opposition gegen gewisse Forderungen der katholischen Ehemoral, selbst in sonst durchaus kirchentreuen Kreisen.

Weiterhin wäre es denkbar, wenn man von einer positiven Auswertung der Kinsey Reports spricht, dass diese *vor eine allzu vereinfachten und schematischen seelsorglichen Behandlung der sexuellen Fragen zu warnen vermöchten*. Es würde hier um ein klareres Wissen von Tatsachen gehen, die zwar keineswegs von Kinsey entdeckt worden sind, aber durch die grosse Publizität seiner Bücher zu vermehrter Beachtung auffordern: Die Möglichkeit einer grossen Variationsbreite von Mensch zu Mensch in der geschlechtlichen Veranlagung, die körperliche und seelisch bedingten Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Sexualaktivität, Einflüsse von Alter und Bildungsniveau, positive und negative Auswirkungen der Religion auf das geschlechtliche Gesamtverhalten. Das Bewusstsein, dass jeder Mensch in sexueller Hinsicht irgendwie ein «Sonderfall» ist – man darf dies natürlich auch nicht übertreiben! –, soll den Priester in Beichtstuhl und Sprechzimmer zu vorsichtiger Zurückhaltung im Urteil und im Raten bestimmen. Er muss darüber hinaus durchaus fähig sein, zu erkennen, wo seine priesterliche Wirken durch die Behandlung des Arztes oder Psychiaters ergänzt werden muss.

Da Kinsey in seinem Werk unverkennbar erzieherische Tendenzen verfolgt, stellt sich auch die Frage nach der *Überprüfung des Keuschheitsideals*, das wir der Jugend vor Augen stellen. Es ist kaum zu leugnen, dass in der Vergangenheit nicht selten negativ-manichäische Tendenzen das Idealbild verfältschten, dass gelegentlich Triebschwäche mit Tugend verwechselt wurde und bürgerliche Auffassungen von Sitte und Anständigkeit eine gesunde geschlechtliche Erziehung erschwerten. Heute scheint jedoch diese Gefahr nicht mehr so gross zu sein, sondern viel eher in einer Überbewertung der Körperlichen zu liegen. Ähnliches mag auch für das Gebiet der Ehemoral gelten.

Es ist natürlich keineswegs so, dass nun jeder Theologe und Seelsorger zum Fachmann für Sexualwissenschaft ausgebildet werden müsste. Aber ebenso wenig darf er ahnungslos an den für eine erleuchtete Seelenführung wichtigen Einsichten vorbeileben, welche die moderne Biologie und Psychologie auf diesem Gebiet gewonnen haben. Um das zu verstehen hat man nun freilich nicht das Auftreten Kinseys abwarten müssen. Wenn jedoch seine Bücher das Bemühen um eine wirklichkeitsnahe Theologie und Seelsorge zu fördern vermöchten, dann würde dies neben all dem Unheil, das sie gestiftet haben, einen erfreulichen Gewinn bedeuten.

O. Stöck

«Imago primi saeculi Societatis Jesu»

(Zum Grobianismus Luthers und der Jesuiten)

In der Auseinandersetzung über die Jesuitenfrage in der Schweiz wird von der gegnerischen Seite neustens wieder die «Imago primi saeculi» mit ihrer den Protestantismus «höchst diskriminierenden» Ausdrucksweise ins Feld geführt. Diese alte, längst verstaubte Sturmwaife wurde in der Jesuitendebatte des Zürcher Kantonsrates vom 7. September 1953 von Dr. A. Frey wieder ans Tageslicht gezogen und hat von da sogar einen Abnehmer in der Ostdeutschen Demokratischen Republik gefunden. Im Union-Pressedienst erschien in Heft 5, Seite 2, am 27. 3. 1954 die Notiz: «Dr. Frey, Chefredaktor des Schweizerischen Evangelischen Pressedienstes... wandte sich... sehr scharf gegen die Tätigkeit des Jesuitenordens in der Schweiz. Dr. Frey zitierte vor dem Parlament in diesem Zusammenhang u. a. eine Jubiläumsschrift des Jesuitenordens, in der es heisst: «Als Luther, das verabscheuungswürdige Ungeheuer...» (Name und Jahrzahl der Jubiläumsschrift werden hier nicht genannt.)

Die «Imago primi saeculi» ist eine im Jahre 1640 von den flandro-belgischen Jesuiten herausgegebene Festschrift zur ersten Jahrhundertfeier der Gründung der Gesellschaft Jesu durch Ignatius von Loyola. Sie ist aus den poetischen und rhetorischen Deklamationen der an den belgischen Jesuitenkollegien von Professoren und Schülern durchgeführten Schulfestlichkeiten herausgewachsen. Echtes geschichtliches Den-

ken wird schon darum alle Vorsicht walten lassen, wenn aus einer in barocker Überschwenglichkeit vor drei Jahrhunderten geschriebenen Festschrift Argumente geholt werden. Auf jeden Fall aber darf wahre historische Wissenschaftlichkeit fordern, dass:

1. Der Tatbestand quellenmässig richtig dargestellt wird,
2. Die Tatsachen im Lichte ihrer Zeit gesehen und beurteilt werden.

Eine Überprüfung beider Punkte bringt nun Dinge an den Tag, die das helle Licht nur schwer vertragen und nicht einmal des Amüsanten ganz entbehren.

I. Verifizierung des Textes

Damit sich der Leser selber ein Urteil bilden kann, bringen wir in der *ersten* Spalte die gegnerische Zitation, wie sie z. B. abgedruckt ist in Max Fischer/Arthur Frey, «Zeitgenössische Betrachtungen zur Jesuitenfrage», Evang. Verlag, Zollikon-Zürich 1953, S. 67-68, und in der *zweiten* Spalte eine Übersetzung des lateinischen Originals. Die von der gegnerischen Zitation aus dem Gesamttext herausgegriffenen Stellen sind in der Originalübersetzung kursiv gedruckt. In Anmerkung¹ fügen wir den lateinischen Urtext bei.

Gegnerische Zitation

«Als Luther, das verabscheuungswürdige Ungeheuer, diese epikuräische Sau, dieser Auswurf Europas, und die übrigen Pestseuchen mit ihren gotteslästerlichen Zungen die alte Religion zu verderben strebten, da erweckte Gott den Geist des Ignatius, ... dass er nach der Gründung des Ordens sich der Zurückführung der Ketzer *satzungsgemäss* ganz widme.» Und weiter: «Solange Leben in uns ist, werden wir zur Verteidigung der katholischen Herde die Wölfe anbellen. Frieden ist ausgeschlossen, die Saat des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilkar für Hannibal war, ist Ignatius für uns: Auf sein Geheiss haben wir an den Altären ihnen *den ewigen Krieg geschworen*.»

Verifizierter Text des Originals

«Als in jüngster Zeit die frommen Könige von Portugal für die Ausweitung des Weinbergs des Herrn ein weitgeöffnetes Tor zu den entlegenen Gebieten Indiens und den entferntesten Inseln aufgetan hatten und die katholischen Könige von Kastilien einen nicht weniger offenen Zugang zu dem im Westen entdeckten neuen Erdteil verschafften, *Luther aber, jenes schändliche Ungeheuer und die andern verabscheuungswürdigen Pestseuchen* in den nordischen Ländern *mit ihren gotteslästerlichen Zungen den alten Glauben* und all seine Heiligkeit und das Ordensleben ganz *zu verderben* und die Autorität des Apostolischen Stuhles zu schmälern *versuchten, da erweckte Gott den Geist des Ignatius* von Loyola, *der, auf wunderbare Weise mitten aus seiner weltlichen Karriere und aus dem zeitlichirdischen Kriegsdienst herausgerufen, sich so dem göttlichen Willen zur Leitung und Formung übergab, dass er nach der Gründung des neuen Ordens, der Gesellschaft Jesu, die unter andern Werken der Frömmigkeit und Liebe sich satzungsgemäss ganz der Bekehrung der Heidenvölker, der Zurückführung der Häretiker zum wahren Glauben und der Verteidigung der Gewalt des Papstes widmet, sein in wundervoller Heiligkeit verbrachtes Leben in ebenso heiligem Sterben beschlossen hat und durch viele Wunder verherrlicht wird*» (S. 665-666).

«Wird man trotzdem der Meinung sein, dass gegenüber der Festfeier für Ignatius die Jahrhundertfeier für Luther, jene Schande Deutschlands, *jenes Epikuräische Schwein, jenes Verderben Europas, jenes unselige Scheusal der Welt, jene Gott und den Menschen verhasste Person, ein guter Beschluss gewesen ist?*» (S. 19).

«Solange Lebensodem in uns ist, werden wir zur Verteidigung der katholischen Herde gegen die Wölfe bellen. Friede ist aussichtslos; die Saat des Hasses ist uns eingeboren. Was Hamilcar für Hannibal war, das ist Ignatius für uns gewesen. Unter seiner Anführung haben wir ewigen Krieg am Altare geschworen» (S. 844).

Ergebnis: Es erweist sich, dass die gegnerische Zitation, soweit wir sie verifizieren konnten, ungenau und tendenziös zusammengestellt ist.

1. Die beanstandete Stelle ist zusammengesetzt aus drei Textstücken, die im Original – und zwar in einem lateinischen Grossfolio – über 800 Seiten auseinanderliegen.
2. Die erste Hälfte der Zitation ist überdies aus Sätzen und Worten zusammengestückelt, die willkürlich aus dem Originaltext herausgegriffen und ohne Auslassungsvermerk aneinander geklittert wurden. Zwei Ausdrücke wurden dazu noch von einer 650 Seiten entfernten Stelle hervorgeholt und in den Text hineingewoben.
3. Von den zwei eben genannten Ausdrücken abgesehen,

stammt der Originaltext, der der ersten Hälfte der gegnerischen Zitation zugrundeliegt, nicht einmal von den Jesuiten! Er steht in der päpstlichen Bulle «Rationi congruit» von Urban VIII. zur Kanonisation des hl. Ignatius von Loyola und ist von da in die Festschrift übernommen worden. Der Text der Bulle ist in der Jubiläumsschrift durch Kursivschrift noch besonders kenntlich gemacht!

4. Der im Original an erster Stelle genannte Ordenszweck, nämlich die Missionierung der Heidenvölker, wird in der gegnerischen Zitation völlig verschwiegen. Nur infolge einer solch groben Auslassung konnte A. Frey die Behauptung aufstellen: «Dass Ignatius bald den Protestantismus als den Feind betrachtet hat, zeigte sich schon in der Jubiläumsschrift des Ordens „Imago primi saeculi von 1640“» (S. 67).

2. Der Tatbestand im Lichte seiner Zeit gesehen!

Auch jedem nur oberflächlichen Geschichtskenner ist es bekannt, dass das Reformationsjahrhundert eine ungebärdige Zeit war, in der auf beiden Seiten, hüben und drüben, «deutsch» geredet wurde. Schon darum ist es ungerecht, jeden Ausdruck von damals auf die empfindliche Goldwaage von heute zu legen. Doppelt unangebracht ist es aber, die Ausdrucksweise des Gegners anzuprangern, wenn sie nur eigenes Lehngut ist.

In der angeprangerten Zitation sind es vor allem drei Ausdrücke, die als schockierend empfunden werden.

a) Die Titulierung Luthers als „epikuräische Sau“

Es lässt sich geschichtlich nachweisen, dass Luther als erster die Gegenseite, und zwar gerade die Theologen jenes Landes, aus dem die «Imago primi saeculi» stammt, mit «epikuräische Sau» betitelt hat. Die Theologen zu Löwen hatten 32 Thesen über die Religion herausgegeben. Luther verfasste im Jahre 1545 75 Artikel «Wider die 32 Artikel der Theologen zu Löwen» (in einem alten Druck heisst es schon im Titel: «Wider... die Säu-Theologen zu Löwen»).

In Artikel 50 schreibt Luther:

«Es müssen gewiss die Lövanische Röllinge grosse grobe Epikurische Säu sein, und gar keinen Gott haben» (Erlanger Ausg., Bd. 65, S. 175).

Nochmals in Artikel 69:

«Hie sehen wir, dass die groben Säu zu Löwen den christlichen Glauben und Schrift verworfen haben und von Herzen eitel verdampfte Heiden worden sind, viel ärger denn Turken und Juden» (ebd. 177).

Übrigens strotzt diese kleine Schrift, die kaum fünf normale Buchseiten füllt, von massiven Kraftausdrücken. Die Löwener werden u. a. tituliert:

Art. 7: «Erzketzer und Erzgötzer»

Art. 8: «Tölpelschule zu Löwen»

Art. 15: «Faule Bäuche und grobe Esel»

Art. 27: «Verfluchte höllische Grundsuppe zu Löwen»

Art. 29: «Blutdürstige Mordbrenner und Brüdermörder zu Löwen»

Art. 33: «Stanckpfehl zu Löwen»

Art. 60: «Gotteslästerliche und faule Bäuche»

Art. 72: «Baaliten» (Baalspriester).

Zum Schluss schreibt Luther:

«Das sei jetzt gesagt. Bald hernach, wills Gott, werde ich noch mehr sagen» (cf. Erlanger Ausgabe, Bd. 65, S. 169 bis 178). Tatsächlich begann Luther schon im September eine weitläufiger angelegte Arbeit «Wider die Esel in Paris und Löwen». Über diese Bruchstück gebliebene Arbeit – sie ist zugleich Luthers letztes literarisches Wort – schreibt der Reformator an seinen Freund Jakob Probst: «Ich bin zorniger gegen diese (Löwener) Vierfüssler, als es für mich, einen so grossen Theologen und Greis, geziemt; aber gegen diese Ungeheuer des Satans will einmal aufgetreten sein, sollte auch der letzte Atemzug daraufgehen» (Brief vom 17. Jan. 1546).

b) Die Bezeichnung der Reformatoren als „Pestseuchen“

Für den Geschichtskundigen hat auch der Ausdruck «Pest» einen gewichtigen historischen Hintergrund. Luther selber ist der Initiator dieses Ausdrucks.

In seiner auf der Coburg 1530 verfassten Schrift: «Vermahnung an die Geistlichen, versammelt auf dem Reichstag zu Augsburg», die er in einem Privatbrief an Melancthon vom 12. Mai 1530 nicht eine «Vermahnung», sondern eine «Invektive gegen die Geistlichen» nennt, schreibt Luther:

«Lebe ich, so bin ich eur Pestilenz,
sterbe ich, so bin ich euer Tod» (Erl. 24², S. 35)

Daraus prägte Luther den berühmten lateinischen gegen den Papst:

«Pestis eram vivus, moriens ero mors tua, papa»
(Pest war ich, Papst, dir im Leben, im Tode werd' ich Tod sein).

Diesen Vers hatte er 1537 zu Schmalkalden im Munde er seinen Schülern den Hass gegen den Papst als sein Testament zu hinterlassen erklärte. Todkrank sagte er zu H von Ponikau, einem Kammerherrn des Kurfürsten Job Friedrich:

«Ich hoffe, er (der Papst) werde nicht lange lachen; meine Grabschrift soll wahr bleiben: ‚Deine Pest war ich, o Papst Leben, dein Tod werde ich sein beim Sterben‘» (Köstlin-Kawerau, «Martin Luther», 2, S. 389).

Tatsächlich liess Kurfürst Johann Friedrich eine Grabplatte giessen, die den Toten in Lebensgrösse darstellt und wo der Vers geschrieben stand: «Pestis eram vivus...»²

In seiner Leichenrede auf Luther zitiert Luthers Freund Jonas diese Stelle mit der Bemerkung: «Dieser Vers sei richtige «Grabschrift» Luthers, die er sich einmal gemerkt habe.

Es wurden sogar Münzen mit diesem Lutherspruch geprägt.

c) Der Schwur ewigen Hasses gegen die Protestanten

Nochmals ist es Luther, der zuerst den ewigen Hass gegen Rom den Seinen als testamentarisches Vermächtnis hinterlassen hat. Als er am 26. Februar 1537 todkrank von Schmalkalden abreiste, da schlug er, als der Wagen sich in Bewegung setzte mit der Hand ein Kreuz über seine Freunde und sprach: «Ich Herr erfülle euch mit seinem Segen und mit Hass wider den Papst» (Köstlin-Kawerau 2, S. 390). Mathesius, sein Schüler, sagt davon in seiner 11. Lutherpredigt: «Er macht allda auf dem Wagen sein letzten Willen und Testament und bescheidet und testiert seinen Freunden, den Predigern, odium in papa das ist, das sie mit des Bapsts Lehre nicht allein unverworren sondern auch derselben Abgötterey, öffentliche Feinde, beständig bis an ihr Ende sein und bleiben wollten» (Mathesius, Historien usw. S. 130⁷).

Der «Krieg», den die «Imago primi saeculi» predigt, meint nichts anderes als den mutigen und kompromisslosen Einsatz für den katholischen Glauben, einen Einsatz, der nicht mit Schwere und Gewalt, sondern mit den Waffen des Geistes geführt werden soll. Unmittelbar nach dem angeprangerten Satz: «Wir haben am Altar ewigen Krieg geschworen» wird in der Imago genau ausgeführt, mit welchen Waffen die Jesuiten kämpfen und in welchem Kampf sie zu kämpfen haben, «nicht mit Lüge und Grausamkeit sondern mit «Wahrheit und Liebe», ... nicht «mit Fesseln und Kerker», sondern mit der «Verkündigung der Freiheit der Kinder Gottes». Der Chronist kann diese Feststellung mit vielen Tatsachen belegen. Schon in einem früheren Kapitel über «Arbeit und Erfolg der Gesellschaft Jesu in der Missionierung der Völker» (392) war auf die rhetorische Frage: «Was für einen Krieg hat die Gesellschaft Jesu der Welt erklärt?» die Antwort gegeben worden: «Wir predigen nicht einen Krieg in dem schmetternde Trompeten den Kampf entzünden, mörderische Waffen aufblitzen, Geschosse durch die Luft hageln... Städte in Asche gelegt, Könige und Völker in Gefangenschaft abgeführt werden. Denn was ist das für ein Ruhm, den ein gegenseitige Niedermetzelung gebiert? Es gibt nichts Schändlicheres für die Menschheit als dies. Die Gesellschaft Jesu

führt daher einen andern Krieg unter ihrem Feldherrn (Christus), einen Krieg nicht zum Verderben des Feindes, sondern zu seinem Heil, einen Krieg, in dem sie nicht Leiber verwundet, sondern Herzen, nicht das Leben raubt, sondern es bringt, nicht Mauern und Städte erstürmt, sondern den menschlichen Willen. Ihr Ruhm ist um so grösser, als diese Burg uneinnehmbarer als jede andere Burg und Festung ist. Denn der Wille des Menschen bleibt unter jeglicher Unterjochung sich selber Herr. Er kann weder durch Eisen noch durch Feuer zur Ergebung gezwungen werden, weder verliert er die Freiheit in den Fesseln, noch erleidet er Knechtschaft unter fremdem Joch. Daher ist die Arbeit mühsamer und glorreicher der Ruhm, auch nur eines einzigen Menschen Herz besiegt zu haben, als mit blanker Waffengewalt sämtliche Völker zum Gehorsam gezwungen zu haben. Weil aber dieses Werk übermenschlich ist, so wird das ganze Können von oben erbetet: Macht und Waffen werden vom Himmel geschenkt. Sie sind nichts anderes als die *Liebe*, die nicht eher zur Erfüllung kommt als bis alle Sterblichen das Heil erlangt haben» (S. 394).

Das sind fürwahr andere Töne als die gegnerische Zitation aus «Imago primi saeculi» vermuten lässt. Man möchte nur wünschen, dass ein solcher «Kriegsschwur der Liebe» Anfang und Mitte und Ende der konfessionellen Auseinandersetzung bestimmte. Er würde verhindern, dass die grobderbe Ausdrucksweise, die zur Zeitmode eines rauhen, aufgewühlten Jahrhunderts gehörte und in allen Lagern anzutreffen war, heute als Waffe gegen den andern verwendet würde.

Italiens antikommunistische Kräfte

Die bisherigen Untersuchungen über die Lage des Kommunismus in Italien, die von Journalisten, Parteitaktikern und Nationalökonomen angestellt wurden, haben ein klares Bild des Parteaufbaus der Marxisten und ihrer Organisation, der Kräfte, die sie ausnützen, der Mittel, die sie gebrauchen, der Wirksamkeit und der Kontrolle, die sich auf ihre Anhänger, einschliesslich der Führer, erstrecken, ergeben. Vor allem aber zeigten sie die ideologischen Werte, die Zielrichtung der Aktionen und die Einheitlichkeit der Taktik auf.

Folgende Merkworte können als zusammenfassendes Ergebnis dieser Untersuchungen gelten:

- a) Ideologische Geschlossenheit
- b) Einheit im politischen Handeln
- c) disziplinäre lückenlose Geschlossenheit
- d) Anwachsen und Erstarken der jungen Kräfte
- e) Einförmigkeit im diplomatischen Vorgehen
- f) propagandistisch durchdringende Kraft.

Um festzustellen, ob der marxistischen Front eine ebenso geschlossene, kompakte, klar ausgerichtete antikommunistische gegenübersteht, wird man am besten mit diesen Werten und Merkworten, die das Erscheinungsbild des Kommunismus kennzeichnen, Punkt für Punkt die entsprechenden Wertinhalte und Kräfte der Gegenseite vergleichen.

Die ideologische Seite der antikommunistischen Front

Die Lehre des Kommunismus setzt sich das Ziel, ausgehend von einem Punkt A den Punkt B zu erreichen. Über den Zielpunkt gibt es unter den Anhängern keinerlei Meinungsverschiedenheit. Es herrscht eine allgemeine Gleichförmigkeit des Gedankens, ein ideologischer Parallelismus, der keinerlei Abweichungen oder Abzweigungen zulässt. Fast genau dasselbe denken alle Kommunisten über den Staat; darum teilen sie

Luthers Werk wäre übrigens ein kaum zu übertreffendes Waffenarsenal für den Katholiken. Hoffentlich fällt kein Katholik darauf herein, solche verstaubte Waffen wieder hervorzuholen.

A. E.

¹ «Novissimis temporibus, cum pii Lusitanorum reges in longinquas Indiarum terras ac remotissimas insulas late patentem vineae Domini propagandae aditum aperuissent; nec minorem Catholici Castellae Reges novum in orbem ad Occidentem repertum patefacerent; veterem autem Religionem omnemque illius sanctitatem, ac perfectioris vitae professionem Lutherus, monstrum teterrimum, aliaque detestabiles pestes, blasphemis eorum linguis in Septemtrionis partibus corrumpere et depravare, ac Sedis Apostolicae auctoritati detrahere conarentur; excitavit spiritum Ignatii Loiolae, qui ex medio honorum cursu et a saeculari et terrena militia admirabili quadam ratione vocatus, ita se divino imperio regendum et formandum tradidit, ut demum nova Societatis Jesu, quae inter alia pietatis et charitatis opera, Gentilibus convertendis, haereticis ad Fidei veritatem revocandis et Romani Pontificis potestati tuendae ex instituto se totam impendit, Religione fundata vitam admirabili sanctitate traductam sanctissimo pariter concluderet exitu, ac plurimis sit miraculis illustratus» (p. 665/66).

«Et Luthero tamen prae Ignatio, illi Germaniae probro, Epicuri porco, Europae exitio, orbis infelici portento, Dei atque hominum odio, bene decretum fuisse censebitur Jubilum saeculare?» (p. 19).

«Quandiu vitae spiritus erit, adversus lupos pro Catholici gregis defensione latrabimus. Desperata pax est, odii semina innata sunt. Quod Amilcar Hannibali, hoc nobis Ignatius fuit; illo auctore aeterna bella iuravimus ad aras» (p. 843/44).

² Diese bronzene Grabplatte kam infolge der Niederlage des Kurfürsten im Schmalkaldischen Kriege durch seine Söhne nach Weimar und dann 1571 nach Jena in die Michaelskirche. Eine Kopie befindet sich heute beim Luthergrabe.

auch dieselbe Auffassung über die menschliche Persönlichkeit; ebenso wird mit der gleichen Bereitschaft der totalitäre Staatsbürokratismus angenommen.

Dagegen enthält die Staatsauffassung der Antikommunisten ein vielgestaltiges Bild: der laizistische Sozialistenstaat, der Saragat und den Sozialdemokraten vorschwebt, ist ein anderer als der, den die Christlich-Demokraten erstreben, und die Staatsauffassung der Christlich-Demokraten deckt sich wiederum nicht mit dem, was die Liberalen im Sinn haben oder die Parteien der Rechten, etwa die Monarchisten oder das Movimento Sociale.

Dasselbe gilt über die Auffassung von der «menschlichen Persönlichkeit». Sie ist eine andere bei den Katholiken, den Laizisten, den Liberalen, den Neofaschisten.

Man steht hier überhaupt vor einem Mosaik verschiedenster Gedanken und Richtungen, vor einem bunten Schachbrett, auf dem jede Partei ihre eigenen Figuren nach eigener Taktik herumschiebt. Das ist die Freiheit des politischen Denkens, in deren Bereich eine jede Formation zur Erreichung der eigenen Ziele und Zwecke in den Turnierplatz der öffentlichen Meinung hinabsteigt. Und das ist ohne Zweifel die erste schwache Stelle in der antikommunistischen Front, die erste Einbruchsstelle für den Vormarsch der homogenen Kommunistenpartei.

Zu diesem ersten negativen Element im zweigesichtigen Krieg zwischen östlicher und westlicher Kultur gesellen sich als unvermeidliche Konsequenzen logischerweise noch andere Nachteile.

Aktionseinheit?

Wie einheitlich die Kommunistische Partei im politischen Bereich von oben her geleitet wird, ist bekannt. Von der Spitze geht ein Befehl oder eine Direktive aus und verbreitet sich

blitzschnell bis hinab auf die breite Basis, über die früher beschriebenen Kontroll- und Zwischenglieder, die dieses tyrannisch hierarchische System aufweist.

Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten gibt es nur in der inneren Partei-Diskussion; sie sickern nie nach aussen durch und vermochten bisher die Aktion in ihrer praktischen Vorbereitung, ihrem Ablauf und ihrer Ausbeutung in keiner Weise zu beeinflussen. Waren die Ergebnisse unbefriedigend, suchte man nach neuen, besser angepassten Mitteln; waren sie positiv, suchte man das System noch zu verbessern und zu vervollständigen.

Bis zur Stunde verband ein einziger und unzerreissbarer Strang die verschiedenen, weit voneinander entfernten Zentralen, ohne dass eine einzige schadhafte Stelle oder ein Bruch entstanden wäre. Die politische Leitung der *demokratischen Partien* hingegen kann eine so gradlinige Aktionseinheit nicht durchführen, denn ihr geht die diktatorische Vollmacht ab, die in der Instanz wäre, die vielfach ineinander verflochtenen Strömungen in eine von vornherein festgelegte Richtung zu zwingen.

Bestenfalls kann man sagen, dass zur Bekämpfung des Kommunismus auf demokratischer Seite eine aus Kompromissen bestehende Einheit erreicht wurde, die auch wieder ihre Gefahren hat.

Gewiss gibt es in Italien eine grosse Kräftekonzentration in einer Führungspartei. Aus wahltechnischen und politischen Gründen braucht jedoch diese Partei zur Führung des Landes drei andere Parteien (die Liberalen, Republikaner und Sozialdemokraten), von denen sie in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht wesentlich abweicht. So sehen sich die Christlich-Demokraten, deren soziale Ausrichtung vom Katholizismus bestimmt wird, leider gezwungen, mit Sozialisten und Liberalen, deren Grundeinstellung vom Laizismus beherrscht wird, eine gemeinsame Regierung zu bilden. Aber nicht genug damit: Im Schosse der Christlich-Demokraten selbst entstehen seit einigen Jahren sich bekämpfende Strömungen, von denen die eine unter der Führung des Kammerpräsidenten Gronchi die Türe nach links, die andere (mit Pella und Togni) nach rechts öffnen will. Zwischen diesen beiden Richtungen steht die Gruppe De Gasperi-Scelba, die zwar mit Saragat, den Liberalen und den Republikanern ein Einvernehmen findet, nicht aber mit der Linksströmung und noch weniger mit dem Rechten Flügel, der sich mit den Monarchisten und Rechtsliberalen besser versteht.

Ist diese Verwirrung, im gesamten und in bezug auf den Antikommunismus gesehen, schon schlimm genug, so ist sie doch noch grösser bei den Monarchisten, die bereits seit längerem auseinanderstreben und heute durch die Trennung ihrer Führer Lauri und Covelli einen endgültigen Bruch vollzogen haben, und nicht weniger offensichtlich bei den Neofaschisten, bei denen eine Gruppe die Spaltung des Movimento Sociale Italiano (MSI) hervorrief, indem sie in Mailand ein unabhängiges Movimento schuf. Aber auch die der Zentralbewegung treu Gebliebenen zerfallen in eine revolutionäre und eine gemässigte Gruppe. Überschaut man dieses Durcheinander an Richtungen und Spaltungen, dann begreift man unschwer, dass dieses den Marxismus eindämmende Bollwerk praktisch ausserstand ist, eine geordnete Kräfteformation zu bilden, die eine einheitliche und wirksame politische Linie verfolgen würde.

Disziplinär gesehen

Die unmittelbare Folge ist eine allgemeine Disziplinlosigkeit; diese wieder hat zur Folge, dass die Massen sich verlaufen; das Endergebnis lautet: Gleichgültigkeit, Unwissenheit, Nichtbeteiligung der Antikommunisten.

Diese Ergebnisse stellen eine Art Kettenreaktion dar, wobei eines dem andern folgt. Die Initialzündung aber liegt im Fehlen einer gemeinsamen Ideologie.

Die Marxisten sind durchwegs bereit (und wären sie es nicht, so würde die drohende Ausstossung sie zwingen), das persönliche Denken oder die persönlichen ehrgeizigen Wünsche für das erhoffte kollektive Wohlergehen zu opfern. Nicht so die Antikommunisten; jedenfalls haben sie bis heute ihre Unfähigkeit in dieser Hinsicht unter Beweis gestellt. Nur allzu viele persönliche Ambitionen züngeln gleich giftigen Schlangen durch ihre Reihen. Nur allzu viele egoistische Aspirationen entzünden Brandherde im Schoss der verschiedenen Gruppen; nur Allzuvielen gieren darnach, sich zur Schau zu stellen und hungern nach Popularität, wobei sie vorgeben, politische und soziale Programme anzustreben. Gelegentlich bekämpfen sich die Antikommunisten «untereinander» erbarmungslos und ohne einen Gedanken an die möglichen Auswirkungen auf die öffentliche Meinung oder an die Vorteile für die Kommunisten, die zu dialektischer Ausnützung jeder sich bietenden Gelegenheit stets auf der Lauer liegen.

Eine der letzten Umfragen über den Antikommunismus ergab, dass von 300 von uns befragten Gegnern des Kommunismus 88 der Meinung sind, die Antikommunisten würden niemals unter sich einig werden. Unzählige Gründe werden dafür angegeben.

127 behaupten, die Antimarxisten würden nie etwas erreichen, weil sie der Politik völlig interesselos gegenüberstehen.

85 versichern, diese Fülle und Vielgestaltigkeit der Meinungen «zeigt, wie schön es ist, wenn die Menschen sich frei nennen können».

Zwei Drittel haben also keinerlei Vertrauen auf die antikommunistische Kraft; das restliche Drittel macht aus der Not eine Tugend, die freilich für die Ziele des Kampfes gegen den Kommunismus sich als wenig brauchbar erweisen dürfte.

Die grosse Masse des italienischen Volkes, soweit sie nicht bei der Kommunistischen Partei eingeschrieben ist und für die Marxisten keine Sympathien empfindet, ist trotzdem den demokratischen Parteien entfremdet und will lieber dulden als sich orientieren.

Die Jugend

Die Kommunisten machen kein Hehl daraus, dass sie unter der Jugend eine grossangelegte Werbekampagne in Gang setzen wollen. Nicht zufrieden mit den bereits gewonnenen Kräften, versuchen sie, sich den Gegnern und vor allem den Katholiken zu nähern. Sie glauben, etwas Gemeinsames bei Kommunisten und Katholiken in ihren Plänen und letzten Verwirklichungen erkannt zu haben, das sie dann leicht ausnützen könnten und das für ihre Manöver eine ausgezeichnete Tarnung abgeben würde. Sie haben sich dabei sogar auf ein «*integrales Christentum*» berufen, um sich damit den Weg für die von ihnen proklamierte Gemeinschaft der Gleichheit zu ebnet. Daher die häufigen «Aufrufe zur Begegnung», die sie an die katholische Jugend richten, deren Zweck, nach ihrer Versicherung, die gemeinsame Prüfung und Erörterung der brennendsten und dringlichsten Probleme des täglichen Lebens sein soll. Aber die grosse Masse der Jugendlichen?

Abgesehen von den unentwegten Kämpfern des MSI und den nach dem Faschismus Heimwehkranken stehen wir einem krassen Nicht-Mitmachen und dazu noch einer mit Misstrauen gepaarten entnervenden Hoffnungslosigkeit gegenüber. Misstrauen in die sparsamen und farblosen Worte der demokratischen Parteien; Hoffnungslosigkeit in bezug auf die Struktur der heutigen Gesellschaft und damit auch in bezug auf das Leben und die Zukunft.

Positive Initiativen, Förderungen und Anregungen, die der heutigen Lage entsprechen und genügen, wird man auf Seiten der verschiedenen antikommunistischen Parteien bei ihren führenden Persönlichkeiten kaum je antreffen. Meist vernimmt man nur einige leicht hingeworfene rhetorische Ermahnungen von vager psychologischer Wirksamkeit, während

man ihn übrigen auf den sogenannten «Bürgersinn» und den natürlichen Schreck vor dem Kommunismus baut.

So bleiben die jungen Leute entmutigt vom politischen Leben fort. Es mag genügen, dafür nur ein Beispiel anzuführen: Im April dieses Jahres fanden an der Universität Rom, an der 36 000 Studenten inskribiert sind, die Wahlen für die Fakultätenvertretungen statt. Es beteiligten sich 17% der Studenten. Dabei ist zu beachten, dass die Universität Rom eine der grössten und besuchtesten in ganz Italien ist. Für die Wahl wurden Tage gewählt, an denen 65% der Studenten die Vorlesungen oder die diversen Laboratorien besuchen. Die meisten Stimmen erzielten die Katholiken, denen die Kommunisten nur wenig nachstanden; dann folgten die Neofaschisten und endlich die Monarchisten.

Was taten die andern 83% der Studenten? Sie spazierten an den Urnen vorbei, lächelten ironisch oder auch verärgert und wählten nicht. Der hohe Prozentsatz der Stimmenthaltungen entfällt bestimmt nicht auf die Extreme Linke, denn jedermann weiss, dass die Kommunisten immer, überall und unter allen Umständen wählen. Diese Masse Gleichgültiger stellt also Studenten dar, die kein Glaube und keine Hoffnung beseelt. Und der Widersinn besteht darin, dass sich die Kommunisten dieser Studenten freundlichst annahmen, während auf antikommunistischer Seite dieses Ereignis keinerlei Reaktion, geschweige Massnahmen für die Zukunft auslöste.

Taktik und Propaganda

Nicht nur an die Jugend richtet sich der Appell der Kommunisten zur Zusammenarbeit. Man spricht von Schamlosigkeit und Dreistigkeit des Kommunistenführers Togliatti, weil er anlässlich der Erfahrungen mit der H-Bombe in einer öffentlichen Rede die Katholiken aufforderte, sich zur Verteidigung der Menschenrechte mit den Kommunisten zusammenzuschliessen; und in einer zweiten Rede unmittelbar hinter den Kommunisten die Katholiken als aufbauende Kraft in Italien nannte. Ohne Zweifel bedeuten solche Appelle der Kommunisten eine Dreistigkeit, trotzdem entbehren sie nicht einer gewissen Taktik, die höher zu bewerten ist als eine primitive Propaganda.

Wenn die antikommunistischen Führer das gegnerische Treiben brandmarken, indem sie nur die negative Seite betonen, ohne daraus einen positiven Wert zu ziehen, dann ist dieses Vorgehen bequem und zum wenigsten der leichtere Weg. Man sagt dann einfach, es handle sich hier um ein politisches Manöver und bemüht sich nicht oder versteht es nicht, ihm mit einer wirksamen Gegenaktion zu begegnen.

Jeder Kommunist in Italien versteht es heute – wenigstens unter «Anleitung» seiner Partei –, sich mit Antikommunisten leutselig auseinanderzusetzen und sich dabei einer so vollendeten Form der Disputation, der Beweise und Ausführungen zu bedienen, dass nur wenige in der Lage sind, ihm etwas Gleichwertiges entgegenzustellen. Das zwingt die Gegner, sich hinter einen rein defensiven Traditionalismus zu verschanzen. Die kommunistische Taktik von heute baut auf der *Bejahung* des Fortschrittes auf, die antikommunistische auf der *Verneinung* der revolutionären Bestrebungen; und es gelingt ihr nicht, eine offensive und bejahende Haltung zu gewinnen.

Einen weiteren Beweis für diese sich immer mehr versteifende reine Abwehrhaltung liefert der propagandistische Faktor. Die kommunistische Propaganda zielt stets darauf ab, an

den Arbeiter oder sogar an den Kapitalisten wirksam heranzukommen. Sie weiss genau, wie sie in die Höhlenwohnungen eines Fleckens und wie sie in die höchsten literarischen Zirkel, wie sie in die Kreise der Beamten und wie sie in das Milieu der Kaufleute eindringt. Sie bedient sich nicht mehr des anmassenden revolutionären Tones, der ihr bis 1948 eigen war; sie erreicht ihr Ziel mit Liebenswürdigkeit und einer Wirksamkeit, die eine ausgefeilte Dialektik und erstaunliche Schulung vertragen.

Die antikommunistische Propaganda könnte man als ein «Echo» bezeichnen. Nur selten ist sie die erste auf dem Platz. Gewöhnlich tritt sie erst in Erscheinung, wenn die Lautsprecher Moskaus ihre Slogans schon ausgestreut haben. Im besten Fall kann sie nun zurückschlagen. Und das geschieht immer unter den disparatesten und verschiedensten Formen, weil sie von Parteien geführt wird, die die verschiedensten Interessen und Ziele verfolgen, einander widersprechende Mittel und Auffassungen vertreten, wenn sie nicht gar miteinander in offenem Streit liegen. Wie kann man eine gemeinsame Ausrichtung der verschiedenen Gruppen erwarten, wenn die «Ausrichter» selbst die Trennung und Uneinigkeit schüren, weil sie nicht den gemeinsamen, sondern ausschliesslich den Vorteil der eigenen Gruppe im Auge haben?

Da vergrössern manche den Gegensatz zwischen Arbeitgebern und -nehmern, bis schliesslich der Arbeiter notgedrungen zum halsstarrigen Dickkopf wird und sich zu seiner Verteidigung zusammenschliesst; da setzen andere die Werte des Arbeiterstandes herab, um dadurch das Bürgertum in um so hellerem Licht erstrahlen zu lassen; und nochmals andere unterstützen bedingungslos die Klasse der Kapitalisten und vertiefen so den Graben, der sie von der Arbeiterklasse trennt. Und während das alles geschieht, gelingt es den Kommunisten, mit Kapitalisten, Bürgerlichen, Handwerkern, Kaufleuten, Arbeitern und Arbeitslosen ins Gespräch zu kommen – und häufig sogar, sie zu überzeugen. Jedenfalls gelingt es ihnen, immer zahlreichere und immer engere Kontakte herzustellen.

Ergebnis

Das Ergebnis ist leider bitter.

Man muss es aber deshalb nicht übertreiben und auch nicht für endgültig ansehen. Es kann sogar dazu dienen, die antikommunistischen Kräfte aufzurütteln und zu einem einmaligen grossen Opfer, das der Augenblick als unerlässlich zeigt, um die kommunistische Gefahr abzuwenden, fähig zu machen.

Wie dem aber auch sei, das Gesamt der beschriebenen negativen Momente bleibt bestehen. Und dieses Gesamt sagt deutlich, dass der Antikommunismus im heutigen Italien keine Tiefe aufweist, sondern lediglich eine vorgefasste und äusserliche Haltung darstellt. Es zeigt, wie wenig man von dem Aufprallen des Christentums, das uns die Botschaft von der Freiheit des Geistes bringt, auf die Botschaft des Marxismus, dieses Erneuerers der Sklaverei des Stoffes, spürt. Es zeigt, wie tief der Antikommunismus hinabgestiegen ist, bis nur noch eine simple Verteidigungsapparatur übrig blieb, unfähig, zu einer offensiven Koalition hinaufzusteigen; wie es ihm bis zur Stunde nicht gelungen ist, dem übermächtigen System des Kommunismus ein anderes System gegenüberzustellen, das sich nicht damit zufrieden gibt, irgendwie ein Gleichgewicht herzustellen, sondern das endgültig jenes schreckliche Damoklesschwert entfernt, das über der kaum erst geborenen Christlich-Demokratischen Partei hängt.

Nicola Di Girolamo

Der Vatikan in kommunistischer Beurteilung

In der in Berlin-Pankow erscheinenden kommunistischen Wochenschrift «Die Weltbühne» vom 28. April 1954 erschien ein Artikel über den Vatikan. Verfasser des Artikels ist ein kommunistischer Schriftsteller in Rom, Giuseppe Novarra. Der anlässlich eines römischen Besuches von Bundeskanzler Adenauer geschriebene Artikel ist voller Unwahrheiten, Verkennungen und Verzeichnungen. Im Folgenden möchten wir aber nicht auf diese Verdrehungen und Verfälschungen, so ungeheuerlich sie bisweilen sind, hinweisen, sondern unsere Aufmerksamkeit darauf richten, was der Kommunist heute im Vatikan sucht, sieht und bewertet. Dem Kommunisten kommt es darauf an, auf Grund seiner Theorie bestimmte Dinge zu beachten und gemäss der Taktik, von der er sich allezeit leiten lässt, auszuwerten.

Die kommunistische Information

Novarra will die politische Aktivität und die Machtmittel des Vatikans heute untersuchen. Er betitelt seinen Artikel: «Die Himmlischen Heerscharen» (in Anführungszeichen), um zu zeigen, wie irdisch-machtpolitisch eine Institution eingestellt ist, die angeblich religiösen und göttlichen Interessen dient.

Die «Basis» der päpstlichen Macht ist nach dem Artikel rein materieller und wirtschaftlicher Natur; der Vatikan mit seinen 44 ha und 638 Einwohnern, der Kirchenstaat also, gleicht einem schwimmenden Eisberg, dessen «gefährlichster und unberechenbarster Teil, dem Auge unsichtbar, unter den Wellen verborgen» liegt. Von den 44 ha Land des Kirchenstaates aus wird «ein über alle fünf Kontinente ausgedehnter Riesengrundbesitz verwaltet und ausgebeutet» (in Italien eine halbe Million Hektaren – in Spanien ein Drittel allen Bodens – in Südamerika Millionen von Hektaren).

Zum Grund- und Bodenbesitz kommt (immer nach Novarra) die finanzielle Kraft des Vatikans. Die päpstlichen Kämmerer verwalten «Hunderttausende von in hohem Kurse stehenden Wertpapieren, Aktien und Obligationen», durch die der Vatikan an den «grössten und mächtigsten Monopolen, Weltkonzernen und Trusts mitbeteiligt ist». Seine Transaktionen nimmt er über ein «Netz eigener Banken» vor, die allerdings «geschickt getarnt» sind. Auf diese Weise kann der Vatikan als «eine der mächtigsten finanzkapitalistischen Holdinggesellschaften» angesehen werden.

Die Ertragnisse aus Riesengrundbesitz und «universellen, lukrativen wirtschaftlichen Beteiligungen» ermöglichen dem Vatikan seine internationale Politik, wobei sein «Reich des Geistes» keine Grenzen kennt.

Nach der «Basis» beachtet der Kommunist, «da das Papsttum staatsrechtlich auf mittelalterlich-feudalistischer, absolutistischer Grundlage steht», die Persönlichkeit des Papstes. Papst Pius XII., «Spross eines mächtigen Zweiges des klerikalen Adels von Rom», verstand es, trotz des Verlustes des ursprünglichen Kirchenstaates, dem Vatikan den «Weg zur kapitalistisch-bürgerlichen Neuzeit» zu ebnen. Entscheidende Impulse zu dieser späteren Politik im Dienste des Vatikans empfing er durch Studium der Geschichte des Mittelalters, das ihn davon überzeugte, dass die Macht des Papsttums in Europa sich nur auf ein «starkes, gefestigtes Römisches Reich Deutscher Nation» stützen kann.

Im Jahre 1917 liess sich Pacelli als Nuntius nach München schicken, um durch einen Separatfrieden für Bayern einen Zusammenbruch und Umsturz vom katholischen Bayern abzuwenden. Sein Münchner Hauptanliegen konnte er zwar nicht mehr verwirklichen, er ging aber zur Erfüllung ähnlicher Aufgaben kurz nach Kriegsende nach Berlin, wo er den damaligen Dozenten für Kirchenrecht an der Universität von Bonn, Prälat Kaas, als politischen Berater zuzog. Prälat Kaas, Mitglied der katholischen Zentrumspartei in der Weimarer Republik, zählte zu seinen «wichtigsten Schülern Robert Schuman, Konrad Adenauer und den heutigen francoistischen Aussenminister Artajo»; er zog also in Bonn eine «ganze Generation führender europäischer Klerikalpolitiker» heran.

Nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus Pacelli, als Kardinalstaatssekretär, den Prälaten Kaas in Rom. Die «deutsche Epoche» dauert im Vatikan Pius bis heute an. Die heutige Vatikanpolitik ist weitgehend den «Deutschlandträumen des Eugenio Pacelli» bestimmt, der er massgebend die «klerikale, westliche Kleineuropatik» beeinflusst.

Dem Papst dient (nach Novarra) ein «ungeheurer Apparat», die Vatikanpolitik. Das «Kommandogerät der päpstlichen Politik» ist das Kardinalstaatssekretariat, das «päpstliche Aussenministerium». Dem «vatikanischen Aussenministerium» stehen zur Weiterleitung von «politischen Beschlüssen von internationaler Bedeutung» zwei Wege zur Verfügung.

Der «offizielle Weg» führt zu den Nuntiatoren. Von Nuntiatoren aus wird das päpstliche Anliegen entweder «daran interessierten Regierung direkt vorgetragen», oder «es wandert weiter zur Geistlichkeit» des betreffenden Landes (an die Bischöfe und über den ihnen unterstellten Klerus zu den kirchlichen Massenorganisationen). Der Vatikan kann also «hochoffiziell via Nuntiatoren, die Regierung eines Landes übergehend, ... zu beliebigen politischen Aktionen aufbieten».

Der Vatikan kann sich aber auch direkt an die «katholischen Parteien» wenden. Obschon offiziell keine internationalen Organisationen der katholischen Parteien bestehen, haben dieselben, die auch untereinander in engem Kontakt stehen, im Vatikan eine «gut funktionierende Koordinationsstelle». Über die «nationalen katholischen Parteien» findet politische Botschaft des Vatikans wiederum leicht «den Weg zu den katholischen Massenorganisationen (christliche Gewerkschaften, Frauenligen, Männerbünde, Jugendverbände, Sportvereine usw.)».

Der Vatikan weiss um den gewaltigen politischen Wert von Massenorganisationen, aber auch um deren Schwächen. So müssen Massenorganisationen wunschgemäss einsatzbereit sein, muss der Kontakt zwischen ihnen und übergeordneten klerikalen Stellen dauernd gepflegt werden. Zu diesem Zweck sitzt die Kirche noch «ein besonderes Instrument, die Katholische Aktion». Die Mitglieder der Katholischen Aktion stellen die Kader der Massenorganisationen und erfüllen «die Rolle von vatikanischen Stosstruppen». Eine weitere, ebenfalls in Verbindung mit den katholischen Massenorganisationen stehende Kerntruppe bildet das «Laienapostolat». Als «Laienapostol» unterstützen die Laienapostole den Geistlichen; lassen sie sich einsetzen zur Werbung von Mitgliedern für die Massenorganisationen und «zur politischen Beeinflussung ihrer Umgebung».

Damit ist aber nach Novarra «die der vatikanischen Vatikanpolitik zur Verfügung stehende Maschinerie» noch nicht vollständig aufgeführt. Der Vatikan verfügt in den Orden über «Spezialwaffen» und «strategische Reserven», die nicht «katholischen Spitzenfunktionären (Kardinalen, Bischöfe) unterstehen, sondern als Kerntruppe persönlich dem Papst dienen. Auch die Orden stellen «eigentliche Massenorganisationen» dar, nur dass ihre Mitglieder «ungleich fester als einfache Teilnehmer an katholischen Massenorganisationen den Heiligen Stuhl gebunden» sind. Die «unteren Kommandos» der Orden «funktionieren nach nationalen Richtlinien», die zentrale Leitung liegt bei den direkt dem Papst unterstellten Ordensgenerälen («strategische Reserven zur ausschliesslichen Verfügung des Oberkommandierenden, des Papstes»).

Die verschiedenen Orden sind «in raffiniertester Weise ganz bestimmte Arbeitsgebiete hin untereinander abgestimmt» (die Kapuziner für Volksmission, die Dominikaner für «Schaffensgebiet des Geistes», die Benediktiner für die Schulen). Die Jesuiten haben «keinen besonderen Aufgabenbereich, was aber ausschliesslich besondere Aufgaben»).

Novarra spricht dann noch besonders von einem «nicht zu unterschätzenden psychologischen Machtinstrument des Papstes»: den Selig- und Heiligsprechungen. Der Vatikan deckt «immer dann neue Selige und Heilige», «wenn an irge-

einem Punkt. . . ein neuer, die katholischen Massen anfeuernder Impuls benötigt» wird, oder «wenn dem religiösen Empfinden des Volkes ein neues Zentrum» geschaffen werden soll.

Soweit die summarische Wiedergabe der kommunistischen Information über die politische Aktivität und die Machtmittel des Vatikans.

Die kommunistische Auswertung

Die im Artikel gebotenen Unterlagen reichen nicht aus, um die kommunistische Betrachtung und Bewertung katholischer Erscheinungen vollständig zu analysieren. Soviel ist indessen ersichtlich, dass es der kommunistischen Bewegung heute bei der Berichterstattung über katholische und vatikanische Dinge hauptsächlich auf folgende Punkte ankommt:

Die katholische Kirche und ihre Hierarchie darf in keiner Weise als religiöse, christliche Institution betrachtet und bewertet werden, sondern nur als ein politische Ziele (womöglich im Dienste der Feinde des Volkes und des Friedens) verfolgender Machtapparat. Der päpstliche Stuhl hat, zumal im gegenwärtigen Vertreter, den Weg zur «kapitalistischen, bürgerlichen Welt» gefunden. Er ist mit den Interessen des privaten Grundbesitzes und vor allem der Hochfinanz verflochten, dient ihnen und bezieht daraus für sich und seine Macht die grössten Vorteile.

Interessant ist, dass um die gleiche Zeit in der in Moskau erscheinenden Wochenschrift «Neue Zeit» (vom 17. April 1954) ein Bericht erschien, mit dem Titel: «Papst Spellman I.». Kardinal Spellman habe laut einer Korrespondenz in der «Berliner Zeitung» die Absicht geäußert, im Falle des Ablebens Papst Pius XII. Oberhaupt der katholischen Kirche zu werden. Der Wiedergabe der Meldung in der besagten Zeitung fügt die Moskauer Zeitschrift bei, Kardinal Spellman mache «sich in verschiedenen Wirtschaftszweigen zu schaffen, von Whisky und Coca-Cola bis zu Erdölfeldern der amerikanischen Truste im Nahen und Mittleren Osten». Kardinal Spellman sei «ein Vertrauensmann der grössten USA-Monopole», «mit dem Hause Morgan liiert», Kardinal Spellman vertrete als «Mit-

glied des Kardinal-Kollegiums im Vatikan dort durchaus nicht die Konfessionsinteressen der Wall-Street».

Neben dieser Betrachtung und Bewertung des Vatikans und der Kirche als prokapitalistische Macht kommt in der gegenwärtigen Situation vor allem die Tendenz zur Geltung, die katholische Kirche und den Heiligen Stuhl für einen der Hauptförderer der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und Hauptgegner der «Friedensbewegung» hinzustellen. Mit dieser Darstellung soll erreicht werden, dass katholische Gläubige, die besorgt sind, ein neuer Krieg möchte ihr Heim und ihr Leben bedrohen, in Verwirrung geraten. Die «Weltbühne», in der der besagte Artikel erschien, ist eine der bedeutendsten kommunistischen Wochenschriften der deutschen Sowjetzone und muss daher in erster Linie von der Situation hinter dem Eisernen Vorhang aus beurteilt werden. Darüber hinaus wendet sich die kommunistische Darstellung katholischer und vatikanischer Dinge an nichtkatholische Kreise, schürt deren antikatholischen, sich am angeblichen politischen Machtstreben des Vatikans stossenden Gefühle, um diese gegen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft zu mobilisieren und für die kommunistische Friedensbewegung zu gewinnen.

In diesem Sinn meint Novarra, die Hauptwaffe der «Männer im Vatikan» sei «in jeder Beziehung die Unwissenheit ihrer Opfer, die Unwissenheit im allgemeinen Sinne, sowie die Unwissenheit des Gegners von der Vielfalt des vatikanischen Machtapparates». Heute aber würden die «Völker» – dank der sowjetischen, volksdemokratischen und kommunistischen Aufklärung – durch Überwindung dieser Unwissenheit die Gegenwaffe schmieden.

K. St.

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL 23 72 43

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitaustausch.

Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor der Seiler-Hotels, Telephon (028) 771 04.

Wie stellst du dich zum Film ?

Eine verlässliche Einführung in dieses interessante Gebiet vermittelt

Alfons Plankensteiner

Der Film — Kunst, Geschäft, Verführung ?

Herausgegeben im Auftrag der katholischen Filmkommission für Oesterreich. Heft 3 der Volksboten-Schriftenreihe. 120 Seiten, illustriert, sFr. 2.20.

«Mit diesem Büchlein ist dem katholischen Filmfreund ein Vademecum von erstaunlicher Reichhaltigkeit und Standfestigkeit in die Hand gegeben!» Die österr. Furche, Wien

Im Buchhandel erhältlich

Tyrolia-Verlag / Innsbruck - Wien - München

Neuerscheinung

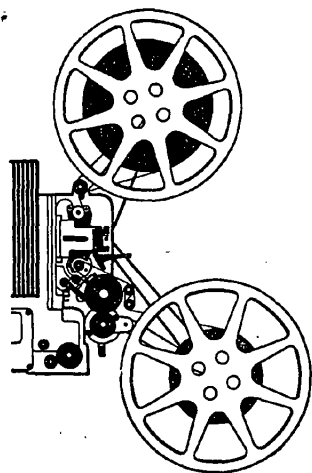
Wilhelm Heinen, Fehlformen des Liebesstrebens — in moralpsychologischer Deutung und moraltheologischer Würdigung.

Ein dringliches Anliegen der Moraltheorie findet in diesem Werk seine eingehende, für den Seelsorger, Pädagogen, Fürsorger und Arzt gleichermaßen ergiebige Behandlung. Unter Berücksichtigung der modernen psychologischen Literatur führt der Verfasser nach fast 20-jähriger Forschung den Nachweis, dass die moralischen Entartungen auf dem Gebiete des sinnlichen und geistigen Strebens nichts anderes sind als Fehlformen die Liebe, wobei die Liebe als Grundkraft im Menschen angesehen wird.

Grossoktav, XVI und 525 Seiten, Leinwand. DM 24.—

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung, Heidelberg O, Schliessfach 140



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern
Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss und
Farbenfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:

R. Bader, Grüngasse 8
Zürich 4, Tel. 051/25 67 53

DUCATI KINOPROJEKTOR

für 16 mm Ton- und Stummfilm

Die beste Empfehlung
Stets grosser Mitgliederzuwachs!
Christlichsoziale Kranken-
u. Unfallkasse der Schweiz

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch FAMILIE CATHREIN.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bfr. 170.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. - Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—, Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. - Dänemark: Jährl. Kr. 22.—, Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. - Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—, Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. - Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—, Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 45.—.



Neuer Besitzer
Neue Leitung

Obw. 750 m ü. M. Gediegen renoviert. Ruhige Lage. Herrlich Sicht. Waldreiche Umgebung. Heimeliges Familienhotel. Säle für Hochzeits- und Vereinsanlässe. Vorzügliche Küche. Zimmer mit fl. W. und Balkon. Bewusst betonte Heimeligkeit. Devise: Erholung für Körper und Seele! — Tagespauschal ab Fr. 14.50.
Tel. (041) 85 15 12. Nünalphorn AG

Schweizerische Spar- & Kreditbank

St. Gallen Zürich Basel Genf

Appenzell . Au . Brig . Fribourg . Martigny
Olten . Rorschach . Schwyz . Sierre

Kassa-Obligationen

Spareinlagen (gesetzlich privilegiert)

Alle Bankgeschäfte diskret und zuverlässig

DAS MARIANISCHE JAHR — Ein letztes Gnadenangebot Gottes?

Lesen Sie hierüber (im Juni erscheinend):

JOSEF HERKENRATH

Das Jahrhundert der Muttergottes und das Jubeljahr Mariens (1854—1954)

im Spiegel von Fatima u. der grossen Marien-Enzykliken
Ein Volks- und Predigtbuch
ca. 150 Seiten, kart. ca. DM 5.—, geb. ca. DM 6.—

PAUL CLAUDEL

Bekenntnis zu La Salette seiner Erscheinung und Symbolik

48 Seiten, in Bütteln bibliophil ausgestattet, ca. DM 4.—

Sofort lieferbar:

Dr. med. LE BEC / Dr. med. LEURET

Die grossen Heilungen von Lourdes in ärztlichem Urteil

210 Seiten, 21 Bilder, kart. DM 8.80, geb. DM 10.80

RUBATSCHER / VILLINGER

Liebfrauenlob aus fünf Jahrhunderten

2, Credo-Kunstabändchen,
mit 24 Tafeln, kart. DM 1.60, geb. DM 2.20

C R E D O - V E R L A G W I E S B A D E N
Schweiz. Generalauslieg.: Christiana-Verlag, Zürich 52